Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 77 (1981)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen - Comptes rendus de livres

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1975 und 1976 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren. Bearbeitet von Klaus Beitl zusammen mit Dietmar Assmann, Margarete Bischoff, Elfriede Grabner, Franz J. Grieshofer, Hans Griessmair, Maria Kundegraber und Michael Martischnig. Wien, Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1980. XIII, 404 S. (Österreichische volkskundliche Bibliographie, Folge 11–12).

Mit seinen 2370 Nummern liegt hier ein stattlicher Band vor, der beredtes Zeugnis ablegt vom Schaffen der österreichischen Volkskundler. Neu in den Mitarbeiterkreis eingetreten ist Franz J. Grieshofer. Das ausserhalb des politischen Rahmens stehende Südtirol, das sich aber als kulturell mit Österreich verbunden fühlt, wird – wie schon früher – durch Hans Griessmair erfasst. Im allgemeinen übernimmt die Einteilung diejenige der Internationalen volkskundlichen Bibliographie, nur ist sie viel verfeinerter, wie es für einen geographisch kleineren und geschlossenen Raum eben leichter möglich ist. Über die IVB hinaus gehen die Abschnitte «Mundart» und «Namen im engeren Sinn», wie sie früher auch in der IVB standen. Der Band enthält ein sorgfältig geführtes Verzeichnis der Zeitschriften mit den benutzten Sigeln. Sehr verdankenswert sind die ausführlichen Register für Personen, Orte und Sachen, besorgt durch Margarete Bischoff.

Wildhaber

Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. Hrsg. von *Richard Wolfram*. 6. Lieferung, 2. Teil. Wien, in Kommission bei Hermann Böhlaus Nachf., 1980..

Die vorliegende Lieferung enthält sieben (sehr gute und eingehende) Kommentare (mit zahlreichen Abbildungen), wovon vier zu VI/2 gehören, einer zu VI/1 und zwei (sehr nachträglich) zur Lieferung IV. Ein abschliessender Kommentarband VIII ist in Vorbereitung; der Kartenteil ist abgeschlossen (s. SAVk 76, 1980, 319 f.).

Nachdem *Elisabeth Tomasi* im Kommentar in VI/1 die Historischen ländlichen Ortsformen untersucht hat, behandelt sie nun die Historischen Gehöftformen. Es sei gleich zu Beginn gesagt, dass es sich um eine hervorragende, schwierig zu gestaltende Darstellung mit ausgezeichneten Abbildungen und Zeichnungen im Text handelt. Unter Gehöft wird die in übersehbarer Entfernung befindliche Gesamtheit der Baulichkeiten eines bäuerlichen Anwesens verstanden, einschliesslich eventuell vorhandener Verbindungswege und Hofräume. Die wichtigsten Gebäude sind Wohnhaus, Stall, Scheune und Schuppen (Raum für Menschen, Vieh, Ernte und Geräte). Die Autorin geht zunächst ein auf die Baustoffe und Konstruktionsformen: Wand- und Dachbildung, die Raumeinheiten des Gehöfts und auf die Geschichte und den Stand der Gehöftsformen in Österreich. Für die Kartierung ergeben sich Haupttypen nach dem Grundriss: Einhof, Paarhof, Haufenhof, Mehrseithöfe, Streck- und Hakenhof. In der Karte werden auch regionale Gehöfttypen eingetragen (so: Hof der Walsertäler, Tiroler Hof, Ringhof). Als übergeordnete Einheiten erweisen sich der alpine und der ausseralpine Raum. Ein Ausblick auf die jüngere Entwicklung beschliesst den vorbildlichen Kommentar.

Oskar Moser widmet seinen Kommentar dem Heu- oder Grasrechen. Er behandelt die Sachtypologie: Rechenherstellung und Vertrieb. Dazu kommen die Grundtypen und die Terminologie des Rechens. – *Edith Hörandner* befasst sich mit den Morgenmahlzeiten an den Werktagen im Sommer. Sie teilt ein in flüssige Speisen (Suppen, Milch, Kaffee) und feste Speisen (Breie, Teigspeisen, Brot,

Kartoffeln). Die verschiedenen Namen werden gut geklärt. Interessant sind die Beschreibungen der verschiedenen Suppen und die Ausführungen zum Kaffee. Beim Ribel wird speziell das Essen aus gemeinsamer Schlüssel erwähnt (auch in meinem Elternhaus wurde der Türkenribel – und nur dieser – immer aus gemeinsamer Schüssel gegessen). Hervorzuheben ist die vorzügliche Kenntnis der einschlägigen Literatur. – Von *Sepp Walter* stammt der Kommentar zum Bloch- und Pflugziehen mit dem Kernraum Oststeiermark und Südburgenland für das Blochziehen. Das Blochziehen wurde ausgeführt aus Anlass einer im Vorjahr ausgebliebenen Hochzeit; heute hauptsächlich zur Geldbeschaffung für einen Verein. Das Pflugziehen ist Fastnachtsbrauch. Eine Bemerkung zum «Bündner Gritli», S. 24: ein Mann habe diese Holzmaske mit langer Nase im Kanton Graubünden gesehen und nachgeschnitzt. Im Kanton Graubünden gibt es keine traditionellen Holzmasken; es gibt höchstens die nie für die Fastnacht gemeinten und in keiner Tradition stehenden Groteskmasken des Emser Schnitzers Ablert Anton Willi. Hingegen gibt es eine von Justus Stoop in Flums (Kt. St. Gallen) geschnitzte Holzmaske mit langer Nase, genannt «'s Bündner Gritli». Sie stellt die Karikatur einer Fabrikarbeiterin in Flums dar (meine Mutter erinnerte sich noch an das Original). Die Maske ist seit 1910 im Basler Volkskundemuseum; sie befand sich nie im Kt. Graubünden; etwas stimmt also nicht an der Angabe von Sepp Walters Gewährsmann.

Monika Habersohn beschäftigt sich in zwei Kommentaren mit dem Jahresbrauchtum der Osterzeit. Bei beiden ist auf die erstaunlich grosse Zahl von guten Photographien hinzuweisen (41 und 23). Im ersten Kommentar werden die Formen des Palmbuschens behandelt. Die Kartierung erfolgt nach ihrem Aussehen, das gut beschrieben wird. Danach wird das Kartenbild auf die Verteilung in den Bundesländern hin analysiert. Die Bräuche nach der Weihe, die Aufbewahrungsorte der Palmbuschen und ihre erhofften Wirkungen eigneten sich nicht zur Kartierung. Der zweite Beitrag gilt dem Ratscherbrauchtum, das zum erstenmal in einer grossräumigen Karte erfasst wird. Es wird eine Trennung von Ratschen im kirchlichen und im dörflichen Bereich vorgenommen. Sehr verdientlich ist die Beschreibung der verschiedenen Typen von Klappern und Ratschen (mit instruktiven Zeichnungen im Text). Das Kartenbild wird ebenfalls nach Bundesländern interpretiert, wobei geschaut wird auf die Ausführenden, den Ort und die Zeit des Ratschens und den Lohn. Den Beschluss bilden eine grössere Zahl von (bis dahin kaum bekannten) Ratschersprüchen, wie sie vor allem in Oberösterreich, Niederösterreich und dem Burgenland üblich sind.

Zu einer eigentlichen Monographie über Percht und Perchtengestalten in Österreich (mit 30 Abbildungen) ist der Beitrag von *Richard Wolfram* geworden. Nach Waschnitius (Percht, Holda und verwandte Gestalten, Wien 1913) liegt hier die erste völlig aufgearbeitete, Literatur und Eigenbeobachtungen verwertende Perchtenarbeit vor. Die Erfassung der Perchtengestalten ist deshalb besonders schwierig, weil Brauchtum und Sagengestalten nicht überall gut und klar zu trennen sind. Der Vorstellungskreis umfasst die Frau Percht als Einzelfigur und die Perchten als Schwarm. Im einzelnen untersucht Wolfram – immer wieder aus eigenen Aufzeichnungen schöpfend – Erscheinungsformen und Eigenschaften der Percht, die Perchtenläufe (zum Teil als Grossbräuche wie etwa in Gastein und Unken), den räumlichen Umkreis der Perchten (mit weitem Ausgriff über Österreich hinaus) und das Wesen der Percht, wobei er auf christliche Umdeutungsversuche eingeht (Ersatz der Percht durch die Heiligen Dreikönige). Er will seine Abhandlung – im Bewusstsein der noch offenen Fragen – als den «Versuch einer Zusammenfassung» betrachtet wissen. Eine Bemerkung zur «Schweizer Bezeichnung 'Bechteli' für den Christbaum», S. 23: Wolfram beruft sich auf A. Spamer (Weihnachten in alter und neuer Zeit, Jena 1937, S. 65), der aber keine Herkunftsangabe für das etwas ungewöhnliche Wort angibt, das das Schweiz. Idiotikon (4, 1539)

nur regional ausweist und nur in der Bedeutung «Gesellschaft junger Leute, die den Bechtelistag in Saus und Braus feiert». Das Schweizerdeutsche kennt sonst nur «berchtele», das aber nirgends als Bezeichnung für Christbaum belegt ist Schweiz. Id. 4, 1538 erwähnt auch: «Als Name eines in den Zwölften umziehenden gespenstischen Weibes ist Berchte unserm Gebiete fremd; wir haben dafür andre Namen». Aus Spamers Angabe eventuelle Schlüsse zu ziehen, halte ich für zweifelhaft. Wildhaber

Walter Haas, Das Wörterbuch der schweizerischen Sprache. Versuch über eine nationale Institution. Hrsg. von der Redaktion des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. Frauenfeld, Verlag Huber, 1981. 98 S., Abb.

1881 ist die erste Lieferung des Schweizerischen Idiotikons, dieses grossen Werkes von nationaler und übernationaler Bedeutung, erschienen. Zur Erinnerung daran hat die Redaktion des Wörterbuches Walter Haas beauftragt, eine Schrift über das Entstehen, das Werden und die Probleme dieser «nationalen Institution» vorzulegen. Das Schweizerische Idiotikon ist eines der hervorragendsten Dialektwörterbücher Europas; es hat auch Pate gestanden für die anderen drei schweizerischen Dialektwörterbücher: das Glossaire, das Dicziunari und das Vocabolario. 1845 erschien ein Aufruf der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich zur Sammlung eines schweizerischen Idiotikons aus der «wehmütig stimmenden Tatsache» heraus, dass der Dialekt in der deutschen Schweiz zum Absterben verurteilt sei zugunsten des Schriftdeutschen. Zu dieser Zeit lagen bereits zwei wissenschaftlich gewichtige Wörterbücher vor: Franz Joseph Stalders «Versuch eines Schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen untermischt» (Aarau 1812) und Titus Toblers «Appenzellischer Sprachschatz» (Zürich 1837). (Die Wörterbücher von Valentin Bühler, Hunziker, Seiler und Tschumpert – nur 5 Lieferungen bis «heimlich» – kamen erst bedeutend später heraus: 1870–1886, 1877, 1879 und 1880–1896). Der erste Aufruf von 1845 blieb ohne Erfolg. Dieser war erst einem neuen Aufruf von 1862 beschieden, den Friedrich Staub, der erste Redaktor des Idiotikons, verfasst hatte. Manche Probleme mussten noch geklärt und manche Schwierigkeiten überwunden werden, bis dann endlich die erste Lieferung publiziert werden konnte (im Verlag Huber in Frauenfeld, der heute noch das Idiotikon herausgibt). Es galt vor allem, die Fragen über die Wortwahl und den Umfang, die Gestaltung und die alphabetische Einreihung der Artikel zu klären. Über alle diese Themen orientiert die vorliegende Schrift in vorzüglicher Weise. Besonders interessant ist die Schilderung des Wandels vom «Idiotikon» zum «Thesaurus» unter Albert Bachmann und die Darstellung seiner Persönlichkeit (ich hatte als Student noch eine Vorlesung von ihm in Zürich gehört). Die Tabelle über die Amtsdauer der Redaktoren, das Erscheinen der Idiotikon-Bände und die Präsidenten des Leitenden Vorstandes ist vorbildlich klar und aufschlussreich, ebenso die Erläuterung über den inhaltlichen Aufbau eines Artikels anhand eines Beispieles aus der jüngsten Lieferung des Wörterbuches. Als erfasste Gebiete des Wörterbuchs werden die deutsche Schweiz und ihre Kolonien im Süden des Kantons Wallis genannt. Ausgeschlossen bleibt das Samnaun mit seinem bairischen Dialekt; es scheint mir, um dem Titel «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache» gerecht zu werden, müsste sicherlich an einen Ergänzungsband nur für das Samnaun gedacht werden; denn dieses Tal gehört doch wohl auch zum Schweizerdeutschen? Wildhaber

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde hrsg. von *Erhard Riemann*. Band 23, 1980. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1980. 303 S., Abb.

Wie immer bringt das von Erhard Riemann umsichtig und überlegen redigierte Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde schöne und interessante Beiträge; es sind

im vorliegenden Band deren neun. *Gottfried Tvrdik* besorgt den Abdruck des Gerichtsbuches von Obergraupen (Nordböhmen) aus dem 16. Jahrhundert, der besonders sprachlich wichtig ist im Zusammenhang mit der Herausbildung der neuhochdeutschen Sprache. – *Gottfried Habenicht* bringt eine sorgfältige und detaillierte Analyse der Nonnenballade, vornehmlich in ihrer ost- und südostdeutschen Verbreitung, in der sie einen Sondertyp darstellt. Im ganzen führt er 45 Belege vor, im wesentlichen aus Jugoslavien, Rumänien, Ungarn und der Slovakei. Er bespricht zunächst das Motiv «Der Sommer ist gekommen», darauf folgen eine Untersuchung des «Schilderungsteils» und eine Besprechung der Melodien. – Für den Weihnachtskrippenbau in der schlesischen Grafschatz Glatz ist die Sippe Wittig vor allem bedeutsam; *Josef Lanz* zählt alle Schnitzer dieser Familie mit ihren Werken auf. – Aus dem reichen Schatz seiner Aufzeichnungen und erhaltenen Briefen und Beschreibungen hat *Alfred Cammann* die ungarndeutschen Volkstrachten zweier Dörfer für seine Betrachtungen ausgewählt. Er beschreibt die einzelnen Trachtenstücke, geht ihrer Funktion nach (verschieden nach den kirchlichen und familiären Festen und nach den sozialen Unterschieden) und erläutert den Wandel in der Tracht nach den Weltkriegen und nach der Deportation der Bewohner nach Russland. Heute ist die Tracht nur noch Repräsentationstracht. – *Rudolf Hartmann* zeigt die Wandlungen dörflicher Siedlungsformen in der Schwäbischen Türkei im 18. und 19. Jahrhundert auf. Die heute vorherrschende strassendorfähnliche Struktur der ländlichen Siedlungen geht vom deutschen Kolonistendorf aus. – *Konrad Wypych* referiert über eine sehr interessante Befragung und ihre statistische Auswertung und die daraus resultierenden Ergebnisse über die Eingliederung jugendlicher Spätaussiedler aus den Staaten des Ostblocks in der Bundesrepublik Deutschland. – Mit einer Nachuntersuchung der neuen Ermländersiedlung Ahrbrück nach 30 Jahren beschäftigt sich *Ulrich Tolksdorf:* was ist vom einstigen Bestand geblieben und wie sieht es heute aus? – Im Zusammenhang mit der Kartierung volkskundlicher Elemente der Sachkultur Ost- und Westpreussens für das Preussische Wörterbuch, das an der Universität Kiel bearbeitet wird, beschäftigt sich *Dietmar Wagner* mit der Terminologie der dortigen bäuerlichen Arbeitswagen. – *Anton Tafferner* schreibt einen schönen Nachruf auf Eugen von Bonomi (1908–1979): Biographie und Bibliographie. Wildhaber

Ethnologia Fennica. Finnish Studies in Ethnology. Helsinki 1980. Bd. 10, 1980. 160 S.

Die unter der Redaktion von Niilo Valonen hier vereinigten Aufsätze sind zum grossen Teil englisch geschrieben; den zwei in finnischer Sprache abgefassten Beiträgen ist eine gute englische Zusammenfassung angefügt. Damit ist der Wunsch erfüllt, es möge die moderne finnische ethnologische Forschung auch den westlichen Ländern erschlossen werden. *Jukka Pennanen* beschäftigt sich mit der Auswertung ethnologischer Forschung für die praktische Anwendbarkeit; als Beispiel wird die Fischerei auf dem Puruvesi-See untersucht. *Leena Sammallahti* legt dar, was unter «popular» in der finnischen ethnologischen Forschung zu verstehen ist. *Toivo Vuorela* macht den Versuch der Deutung des Sprichworts «Kaka söker maka» (every cake has its mate). In einer gross angelegten Untersuchung geht *Niilo Valonen* auf die frühen Kontakte zwischen Lappen und Finnen ein. Neben den interessanten, für den Sprachwissenschaftler wichtigen Ausführungen über die Namen für die Lappen und die frühesten Siedlungen auf Grund der verschiedenen Namensbezeichnungen sind für den Volkskundler die Angaben über die Bedeutung der Lappen für den Ski in Finnland ergiebig. *János Kodolányi*, *Mátyás Szabó* und *Ørnulv Vorren* geben Zusammenstellungen über Institute, Universitäten und Museen, die sich mit der finno-ugrischen und der lappischen (samischen) Kultur in Ungarn, Schweden und Norwegen befassen. Wildhaber

Narodna umjetnost. Bd. 17, 1980. Zagreb, Zavod za istraživanje folklora, P.P. 975, 1980. 398 S.

Der neue Band des kroatischen Folklore-Jahrbuchs enthält eine Art Monographie der Šibenik vorgelagerten dalmatinischen Insel Zlarin. Die Aufsätze sind mit englischen Zusammenfassungen versehen. *Bernard Stulli* führt uns in einer ausführlichen Darstellung die ökonomischen und sozialen Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart vor. Wichtig waren – und sind es teilweise in reduziertem Masse auch heute noch – Olivenkultur, Weinbau, Fischfang und Korallentaucherei. Dazu kommt die Beschäftigung als Seefahrer. Interessant sind die sozialen und bodenrechtlichen Verhältnisse unter der Herrschaft der Venetianer und Österreicher, ferner das System der Regierung und die Art der Rechtsausübung. Die Auswanderung spielte immer eine grosse Rolle. *Ljiljana Marks* hat 68 Nummern aus dem Gebiet der Volkserzählung gesammelt (meistens Sagen, wenige Märchen, Anekdoten) und *Olinko Delorko* bietet 55 Texte von Volksdichtungen: Lieder, Romanzen, Balladen, Hochzeitslieder, Wiegenlieder; sie wurden durchwegs von älteren Frauen vorgetragen. Die Zusammenfassungen dieser beiden Beiträge können natürlich nur die Gebiete andeuten, was im Grunde sehr zu bedauern ist, da eine gute Übertragung dieser Texte in eine westliche Sprache mir sehr begrüssenswert schiene, vor allem was den Komplex der Sagen angeht.

Wildhaber

Der Schlern. Register für die Jahrgänge 1920–1978 (Verfasser-, Personen-, Orts-, Sach- und Bildregister), zusammengestellt von *Hans Griessmair*. Bozen, Verlagsanstalt Athesia, 1979. 500 S.

1920 wurde die «Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde Der Schlern» gegründet. Es ist die einzige Zeitschrift, die Beiträge aus allen Gebieten – räumlich, zeitlich und sachlich – der Kultur- und Landeskunde des Südtirols aufgenommen hat. So hat sich im Lauf der 58 Jahre (bis 1978) eine beträchtliche Zahl von Artikeln gehäuft, die zu einem grossen Teil Primärmaterial enthalten; es sind immerhin, zusammen mit den Buchbesprechungen und den belletristischen Arbeiten 10231 Nummern. Dieses Material ist bibliographisch nun durch die verdienstvolle und mühsame Arbeit von Hans Griessmair mustergültig erschlossen. Die Titel sind in 13 Abschnitte unterteilt, von denen die folgenden für die Volkskunde Bedeutung haben können: Biographisches, Sprach- und Namenforschung, Volkskunde (eingeteilt in Allgemeines, Nr. 4977–5724, und nach Orten, Nr. 5725–6285). Der Zugang zu diesen Titeln wird ermöglicht und erleichtert durch ein umfangreiches, minutiöses Stichwortregister, das Verfasser, Personen, Orte und Sachen umfasst. Unabhängig davon gibt es noch ein besonderes Bildregister, das sich als notwendig erwies, weil im «Schlern» viele Bilder ohne Bezug zum Text stehen und somit durch das «Normalregister» kaum erfasst würden. Mit diesem Register gewinnt die Zeitschrift ganz wesentlich an Nachschlage- und Benützungswert.

Wildhaber

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs hrsg. von *Rolf Wilh. Brednich*. 24 Jg., 1979. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1979. 253 S.

Der gewichtigste und zugleich umfangreichste Beitrag zu diesem Jahrbuch stammt aus der Feder von *Walter Puchner:* «Südosteuropäische Versionen des Liedes von 'Lazarus redivivus'». Aufgrund eines schier unerschöpflichen Materials entwirft der bekannte Forscher ein faszinierendes Bild des Lazarusbrauches und des Lazarusliedes in den Balkanländern und auf den griechischen Inseln, wobei er eine Fülle von bisher unbekannten Fakten und Zusammenhängen vorlegen kann, allerdings unter Ausschluss der entsprechenden musikalischen Manifestationen.

Dieses Lied – einerseits «religiöses Troparium», anderseits «Ansingelied des Frühlingsabschnittes» – wird als ein «heterogenes Konglomerat verschiedener Liedtypen» umschrieben. Puchner verzeichnet sämtliche ihm bekannten Quellen in tabellarischer Form, gibt zahlreiche Textvarianten in deutscher Übersetzung wieder, ergänzt diese durch Analysen und verweist in den Fussnoten auf Dutzende von weiterführenden Publikationen. In seinem Aufsatz «Vergleichende Musikwissenschaft als Morphologie und Stilkritik: Werner Danckerts Stellung in der Volksliedforschung und Musikethnologie» greift *Albrecht Schneider* wissenschaftsgeschichtliche Probleme auf. Er versucht, «ein nach Umfang und Thematik imposantes Oeuvre auf seine methodologische Basis hin zu befragen», wagt hingegen noch keine abschliessende Wertung desselben, bevor nicht Danckerts sämtliche nachgelassene Typoskripte zugänglich sind. – *Christoph Petzsch* spürt «Deutschen Versen in mittellateinischen Handschriften» nach. Er beschreibt diese sekundären Eintragungen, denen er in Quellen aus Fulda und aus Bayern begegnet ist, und er betont deren Wichtigkeit auch für den Liedforscher. – «Ein schön liedt von unser frawen kindbett zu Schwäbischen Gemündt» entdeckte *Kuno Ulshöfer* zufällig im Stadtarchiv Rothenburg o.d.T. Er teilt alle 22 Strophen dieses aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammenden, bisher unbekannten Liedes mit und erläutert dessen geschichtliche Hintergründe. – In ihrem Beitrag «Volksschule und Volkslied» beschäftigen sich *Gaby Dahle* und *Bernd Helbach* mit einem sehr dankbaren Stoff. Ausgehend von einer kritischen Beleuchtung des 1793 in erster Auflage erschienenen frühesten deutschen Volksschulliederbuches von D. Hoppenstedt als Typus einer das spätaufklärerische Liedgut verbreitenden Sammlung, erörtern die Verfasser die Entwicklung des 'volkstümlichen' Schulliedes seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Es gelingt ihnen trefflich, die Bedeutung der Volksschulliederbücher für die Liedforschung hervorzuheben. – In aktuelle Fragestellungen hinein führt *Jochen Zimmer* («Wer sind die Liebhaber der neuen Popmusik? Zur Unterhaltungsmusikrezeption Jugendlicher»), der tiefgehende Zusammenhänge feststellt und dessen Folgerungen nachdenklich stimmen können. – Mit Problemen der Ballade befassen sich die Artikel von *S. G. Armistead* und *Ronald Grambo;* ferner äussert sich *David G. Engle* über den 1978 erschienenen Katalog der «Types of the Scandinavian Medieval Ballad». – «Festivals: Volksvergnügen oder Gegenkultur?» lautet der Titel des Berichtes von *Josef M. Franssen* über eine 1977 durchgeführte Fragebogenuntersuchung. – Ein gegen 80 Druckseiten umfassender Besprechungsteil (Schriften und Schallplatten) beschliesst den reichhaltigen, von Jürgen Dittmar sorgfältig redigierten Band.

Hans Peter Schanzlin

Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung. Hrsg. von *Olaf Bockhorn.* Wien, Institut für Volkskunde der Universität, 1980. 273 S., Abb. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 8).

Hier liegt eine weitere der von *Károly Gaál* initiierten österreichischen Ortsmonographien vor, die teilweise bereits schon «historischen Wert» besitzt, da die Aufnahmen hiefür 1970/71 durchgeführt wurden und die Struktur des Ortes sich aus verschiedenen Gründen unterdessen sehr geändert hat. Es handelt sich um die kleine niederösterreichische Holzfällersiedlung Nestelberg, in der man die Bewohner, wie Gaál in seiner Einführung darstellt, als «eine Art von Nebenerwerbsbauern» bezeichnen kann; er erläutert hier auch die Grundlagen für diese Forschung. Von den neun Beiträgen sind zwei kulturgeographisch/historisch (*Herbert Killian*, Die Kolonisation und Rodung des Ötschergebietes) und sprachsoziologisch orientiert (*Heinz Karl Stark*, Kulturdiffusion und Sprachwandel). *Franz Schmidt* erläutert, was erforderlich ist, wenn «Landwirtschaft als Nebenerwerb» betrieben wird; er erwähnt die dazu gehörigen Ausdrücke und Geräte (beim Dreschen kam auch Austreten durch Rinder vor). Ein besonders eingehen-

der Beitrag von *Erich Pauer* beschäftigt sich mit den «Formen aneignender Wirtschaft»: Sammeln (Pilze, Beeren, Salatpflanzen, Gewürze, Heilkräuter), Verwerten (Korbflechten, Besenbinden, Laub als Streu und Futter; Sand, Kalksteine zum Brennen) und Domestizieren (Aneignung von wildwachsenden Pflanzen als Obstbäume); Beziehung und Wandel der Sammelwirtschaft in Bezug auf die geänderte Familie und Haushaltführung. *Hans Werner Bousska* zeigt die «Holzbearbeitung» auf anhand der Herstellung von Schindeln, Jochen und Schlitten; er gibt eine ausführliche Schilderung des Materials und der erforderlichen Werkzeuge, vor allem bei der Dachdeckung und dem Schlittenbau. *Gerhard Hanich* geht ein auf «Haus und Hof». Für die Entwicklung der Häuser in Nestelberg sind zwei Vorgänge wichtig: Übergang von der Rauchküche in die rauchlose Küche und Übergang vom Blockbau zum gemauerten Haus. *Vladimira Bousska* zeigt die «Inneneinrichtung und Möbel» am vermutlich ältesten Bestand und seiner Wandlung zur heutigen Einrichtung. Die meisten neueren Möbel sind von einem Nestelberger Tischler hergestellt. Sie fügt einen beschreibenden Katalog von 59 aufgenommenen Objekte bei. Den Beschluss macht *Franz Grieshofer* mit seiner «strukturell-funktionellen Analyse» «Vom Essen und Trinken in Nestelberg»; es ist eine überlegen durchgeführte, ausserordentlich schöne Arbeit, die auf die Veränderungen der Nahrung im Verlauf von drei Generationen eingeht. Die Veränderung der Kochstelle umfasst drei Phasen: Rauchküche, Sparherd, Elektroherd; mit diesen Umstellungen geht eine Änderung in der Beschaffung, Verarbeitung und Konservierung der Lebensmittel einher. Ebenso ändern sich die Kochgeräte, die Kochtechnik, die verschiedenen Speisen und die Gestaltung der Mahlzeiten (deren Struktur wird aufgezeigt für Werktage, Sonntage, Feiertage und brauchtumsgebundene Speisen). Strassenbau, Kaufladen, neues Warenangebot bedingen völlig veränderte Essgewohnheiten. Sparherd und Kühltruhe (verbunden mit der Zuleitung des elektrischen Stromes) bringen die grössten Umstellungen; für diese Neuerungen ist vor allem die Frau aufgeschlossen. Wildhaber

Josef Hofbauer, Ostbayern. Vom Leben und Brauchtum. Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1980. 365 S., 66 Abb. auf 32 Bildseiten, Abb. im Text.

Hofbauer gruppiert seine Darstellung nach den bewährten Stoffgebieten, angefangen von den demografischen und sozialen Verhältnissen über die Siedlungs- und Hausformen zum Brauchtum im Lebenslauf und Jahreskreis. In einem Anhang finden sich eine Übersicht über das volkskundliche Schrifttum und – besonders hervorzuheben – eine Liste von Dichtern und Schriftstellern, die in ihren Werken Land und Leute Ostbayerns schildern. Ein Brauchtumskalender mag mehr dem Brauchtumstourismus dienen. Hofbauers Darstellung ist sorgfältig und nuanciert, deutlich getragen von der Liebe zu den Bewohnern dieser Region, aber auch aus Kenntnis der neuen volkskundlichen Forschungsergebnisse. Zusammen mit den ausgezeichneten Bildbeigaben legt der Verfasser eine informative Übersicht über Leben und Brauchtum einer grossen Region vor, gewiss heute kein leichtes Unterfangen, bei der Flut volkskundlichen Schrifttums. Ein Register erleichtert dem Fernerstehenden die Benützung des Werkes zu Vergleichszwecken.

Paul Hugger

Ernst Schneider, Durlacher Volksleben 1500–1800. Volkskundliches aus archivalischen Quellen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach. Karlsruhe, Verlag G. Braun, 1980. 239 S. (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, 5).

Der Verfasser, ehemaliger Stadtarchivar in Karlsruhe, hat erhaltene Akten der

Stadt Durlach, vor der Gründung Karlsruhes Residenz der Markgrafen, unter Berufung auf K.-S. Kramer und Hans Moser auf volkskundliche Angaben abgeklopft, zur Hauptsache amtliche Rechnungen, Verordnungen und Ratsprotokolle. Ein begrüssenswertes Unterfangen ist das auf jeden Fall, obwohl der Ertrag für Kulturgeschichte und Heimatkunde grösser ausgefallen ist als für die eigentliche Volkskunde. Die benützten Quellen setzen erst im 16. Jahrhundert ein und bleiben bis 1700 lückenhaft. Gerichtsfälle, für unser Fach meist besonders ergiebig, kommen zwar in den Protokollen zuweilen vor, aber Streitigkeiten unter Nachbarn und Eheleuten sowie Hexen- und Zauberwesen treten in dem Buch offenbar deshalb nicht in Erscheinung, weil das in die Kompetenz der Kirche fiel. Ob entsprechende Akten fehlen oder absichtlich nicht benützt worden sind, wird leider nicht erwähnt. Es fehlen auch fast ganz Angaben über die Bevölkerungszahlen, und die wesentliche Tatsache, dass Durlach eine protestantische Stadt war, könnte einem unvorbereiteten Leser erst in der zweiten Hälfte des Buches klar werden. Gerne hätte man mindestens in einer Anmerkung erfahren, wie die dort erwähnte Kirchenordnung von 1536 mit der lokalen oder regionalen Reformationsgeschichte zusammenhängt.

Gerade einen schweizerischen Leser dürfte besonders beeindrucken, wie weit das Leben der Bewohner reglementiert war. Peinlich genau waren Bewachung, Feuerschutz und Sauberhaltung der Stadt vorgeschrieben; eine Fülle von Beauftragten teilte sich in die einzelnen Aufgaben; seit 1688 gab es sogar einen «Uhrenrichter». Strenge Verordnungen schützten die Bewohner vor Übervorteilung durch Metzger, Bäcker und Müller. Das hinderte freilich nicht, dass sich diese Berufsstände zuweilen solidarisch zur Wehr setzten. (Dass es Zünfte gab, erfahren wir auch nur beiläufig. Sollte sich wirklich keine Zunftordnung erhalten haben?)

Nicht nur der Weinbau, auch die Tierhaltung war (bis auf die Tauben) straff geregelt. Als erfreuliche Abwechslung dürfte man die grosszügig gespendeten Verpflegungen nach dem Abschluss von Pflichtarbeiten empfunden haben. Sonstige Festlichkeiten sind fast nur im Zusammenhang mit der Einsetzung und den Geburtstagen der Landesfürsten fassbar. Für das höfische Zeremoniell (in dessen Wesen es liegt, die Bürger zur Nachahmung zu reizen) bietet Schneider eine Fülle schöner Materialien. Die Feste im Jahreslauf dagegen werden in den benützten Akten nur spärlich erwähnt. Aus der sicher richtigen Überzeugung heraus, dass die Kirchweih einst grosse Bedeutung hatte, griff Schneider mit Presseberichten auf das 19. Jahrhundert aus, eine Inkonsequenz, für die wir ihm durchaus dankbar sind. Man hätte sie sich auch für andere von der Quellenlage aus unergiebige Themen gewünscht.

Anregende Randgebiete unseres Faches waren ertragreicher: Aus amtlichen Abrechnungen erfahren wir Details handwerklicher Arbeitsvorgänge, hören wir von Unterstützung französischer und salzburgischer Glaubensflüchtlinge sowie getaufter Juden. Eine Sammlung obsolet gewordener Wörter am Ende des Buches bietet Lesehilfen und dürfte auch für Dialektologie und Wortgeschichte einiges hergeben.

Trümpy

Oswin Bucher, Die Familie im Lesebuch der deutschen Schweiz. Eine inhaltsanalytische Untersuchung zum Themenbereich «Familie» in deutschschweizerischen Schullesebüchern. Freiburg 1979. 696 S., Tab. (Diss. Phil. Univ. Freiburg/Schweiz).

Die sehr umfangreiche (vom Schweiz. Nationalfonds unterstützte) Untersuchung will zeigen, welche Art von Familie unseren Jugendlichen in der Schule vermittelt wird. Geahntes wird dabei bestätigt und anhand zahlreicher Tabellen

belegt: Die problemlose Kleinfamilie in ländlichem Milieu überwiegt alle andern Formen. Das Familienleben spielt sich nach Mittel- oder Oberschichtnormen ab. Problemfamilien oder unvollständige Haushalte werden kaum erwähnt. Die Familie steht isoliert vom sozialen Umfeld und gesellschaftlicher Bezüge da. Besonders interessant, weil von unseren Normen und der Realität zum Teil abweichend, sind die Untersuchungen der innerfamiliären Konstellationen: So bevorzugen Väter ihre Söhne als Interaktionspartner. Auch für die Mütter steht das Verhältnis zu ihren Kindern im Vordergrund. Gattenbeziehung und Partnerkonflikte sind kein Lesebuchthema. Söhne und Väter haben ausserfamiliäre Interaktionspartner und Beziehungen zu Institutionen. Das Leben von Müttern und Töchtern spielt sich innerhalb der eigenen vier Wände ab. Töchter haben eine starke Beziehung zu den Eltern, Söhne dagegen zu ihren Brüdern. Dies scheint auch die einzige Beziehung zu sein, innerhalb deren Konflikte aufkommen und ausgetragen werden dürfen. Über alle Schulstufen hinweg werden solcherart wirklichkeits- und gegenwartsfremde Stereotypen familialer Rollen verbreitet.

Maja Fehlmann

Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Volkskunde-Kongress in Kiel 1979. Hrsg. von *Konrad Köstlin* und *Hermann Bausinger*. Neumünster, Karl Wachholtz Verlag, 1980. 202 S., Abb. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 7).

Der Band legt die 13 Vorträge mit Diskussionszusammenfassungen vor, die am 22. Deutschen Volkskunde-Kongress 1979 in Kiel gehalten wurden. Angehängt sind Kurzberichte über die von Volkskundlern vorbereiteten und in Zusammenarbeit mit Kieler Vereinen durchgeführten Veranstaltungen in verschiedenen Stadtteilen sowie Bemerkungen über die Volkskunde-Informationen in den Schaufenstern der Hauptgeschäftsstrasse Kiels. Beides waren Pflichtübungen im Auftrage der Kieler Kulturpolitiker, die jeweils zur Kieler Woche einer Wissenschaftsrichtung Konferenz-Gastrecht gewähren, im Austausch dafür «volksnahe» Information über das Fach und praktische Demonstration erwarten. Dass sich bei diesen Praxisübungen Erwartungen von Laien (oft Geschäftsinhabern) und Vorstellungen von Volkskundlern in die Quere kamen, kann nach der Lektüre der Referate nicht mehr verwundern, handeln doch diese von der Problematik von Herstellung und Vermittlung von Heimat und Identität im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und betroffenem «Volk».

Hermann Bausinger geht im Eröffnungsreferat den Titelbegriffen nach: das juristisch-materiell fassbare, begüterten Bauern und Bürgern reservierte «Heimet» ist zur entmaterialisierten, dafür sentimentalisierten Heimat geworden. Diese Heimat lässt sich losgelöst von sozialen Bezügen in spezifischen Sparten besonders leicht verkörpern: Tracht, Bauernhaus, Volkslied, welche alle in seltsamer Weise mit Volkskunde (und kommerziellem Folklorismus) in Verbindung stehen! Dagegen stellt Bausinger den aktiven Heimatbegriff, der nicht Herkunftsnachweis, sondern räumlichsoziale Lebensmöglichkeit sein soll, innerhalb derer Dinge und Beziehungen durchschau- und kontrollierbar sind. Darin findet das Individuum im Gegensatz zu Entfremdung Übereinstimmung, eben Identität. — Dass dieser identitätsgebende «Nahhorizont» die Illusion räumlicher Festlegbarkeit von Gütern und regionale Lösbarkeit von Problemen jenseits sozialer Qualitäten oder Misstände schaffen kann, legt *Konrad Köstlin* dar. Besonders bedenklich ist Regionalisierung, wo sie als Reaktion auf Zentralisierung der Instanzen auftritt, weil sie dann nur allzuoft der Retouche von Resignation dient. Anhand von Nord- versus Süddeutschland, von Industrialisierung versus Bauernfolklorismus liefert *Gottfried Korff* ein gutes Beispiel dafür. Anhand vom Baskenland etwa wäre zu zeigen, wie andererseits die im Folklorismus gespeicherte Energie in Aggression gegen die auferlegte Rückständigkeit umschlagen kann. — Der Frage, wie sich der einzelne

in der anonymen Grosstadt Heimat und Identität schafft, gehen *Albrecht Lehmann* anhand origineller Beobachtungen in Hamburg und *Max Matter* anhand des Walliser Vereins in Zürich nach. Es folgen vier Referate zum Thema Fest als Identität schaffendes und für ein Sozialgefüge integrativ wirkendes Element nach: *Andreas C. Bimmer* fordert, dass der Festbesucher als wichtiges Festelement, das bisher vor lauter «Sitte und Brauch» vernachlässigt wurde, in Zukunft mehr Beachtung finde. *Sigrid Hierschbiel u.a.* geben einen Bericht über ein Festprojekt in Frankfurt. Daraus wird klar, dass das Fest als «Konsumschauspiel» keine Chance zu Identität und Integration bieten kann. *Helge Gerndt* berichtet von einem Forschungs- und Lernprojekt über Feste in Bayern. Die daraus resultierende Wanderausstellung gibt ein gelungenes Beispiel angewandter Volkskunde ab. – *Bernd J. Warneken* geht der Frage der Rezeption volkskundlicher Festkritik in der Kulturpolitik nach: Fest soll nicht Kompensation und Illusion von Integration, sondern praktizierte Kommunikation und Partizipation sein. Dies sei nur möglich, wo die Kultur «von unten» (freie Bürger- und Laiengruppen) gleichermassen anerkannt und gefördert werde wie diejenige traditioneller Kulturträger (Vereine, Parteien).

Zum Thema Museen und Antiquitätenhandel als Lieferanten für Heimat äussert sich *Arnold Lübning:* Das Museum kann die Beziehung Mensch-Objekt verstandes- und gefühlsmässig herstellen, der Antikshop sodann materiell erhalten. Dass das Museum als Identitätsobjekt auch der Vorurteilsbildung und -erhaltung dienen kann, zeigt *Willi Stubenvoll* anhand eines gescheiterten Heimatmuseumsprojektes. Weniger von den ideellen als von den materiellen Aspekten von Heimat spricht *Arnold Niederer* im Forschungsbericht über die Identitätsprobleme kleiner Gemeinden, welche oft unter dem Druck durch sie nicht zu beeinflussender makroökonomischer Zwänge in feudale Schemen regredieren und damit den Anschluss an die Entwicklung der Region oder gar Nation verpassen. Ein weiteres Beispiel angewandter Volkskunde gibt *Ina-Maria Greverus* mit dem Thema Dorfrestaurierung, die sich nicht auf architektonische Details im Dorfbild beschränken, sondern Übereinstimmung von Mensch und Raum in allen vitalen Bereichen bewirken soll. In diesem Sinne Kulturarbeit zu betreiben, könnte Aufgabe praktisch tätiger Volkskundler sein. Maja Fehlmann

Ina-Maria Greverus, Auf der Suche nach Heimat. München, Verlag C.H. Beck, 1979. 304 S. (Beck'sche Schwarze Reihe, 189).

Seit Jahren beschäftigt sich Ina-Maria Greverus, «Direktorin des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität Frankfurt», mit dem Thema des Lebensraumes, der Umwelt des Menschen in umfassendem Sinne. Davon zeugt vor allem ihre Untersuchung Der territoriale Mensch (Frankfurt 1972). Nun vereinigt ein Taschenbuch zwölf seither erschienene Aufsätze und Vorträge, ergänzt um einen früheren, zum Teil überarbeiteten Artikel und zwei Auszüge aus dem genannten Buch, einer davon ebenfalls überarbeitet. Die Beiträge wollen «dem tätigen, sich Umwelt aneignenden Subjekt» helfen, sich die Lebensqualität Heimat zu erwerben. Heimat ist für die Verfasserin «eine spezifische Umwelt, in der der Mensch sich auskennt, erkannt und anerkannt wird und sich selbst als tätiges, mitgestaltenden Mitglied erkennt» (254). Das Buch handelt also von Aneignung und Verlust eines Satisfaktionsterritoriums, etwa bei den Emigranten, beim heimwehkranken Deserteur oder im Zusammenhang mit Planung und Dorfleben. Einige Arbeiten verwerten auch historische Zeugnisse, sonst aber steht die Gegenwart oder die unmittelbare Vergangenheit im Vordergrund. Dabei bedient sich die Verfasserin – entsprechend ihrer Forderung in bezug auf die Heimatkunde – einer Fülle von Literatur aus den verschiedensten Disziplinen, von der Philosophie und Psychologie bis zur Literaturgeschichte. Heute, da (aus den verschiedensten Gründen) von Heimat und Heimatverlust die Rede ist, kann dieses Bändchen gute Dienste leisten – nicht im Sinne eines «Führers zur Heimat», sondern als anregende Reiselektüre. Rolf Thalmann

Wolfgang Steinitz, Ostjakologische Arbeiten, Band IV. Beiträge zur Sprachwissenschaft und Ethnographie. The Hague, Paris, New York, Mouton Publishers, 1980. XV, 493 S. DM 120. (Janua Linguarum, Series Practica, 257).

This book has two subtitles, one on the title page (given above) and the other on the cover: *Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen aus zwei Dialekten. Beiträge zur Sprachwissenschaft und Ethnologie.* The second is obviously a mistake, since the volume is devoted primarily (ca. 90 per cent) to linguistics. There would hardly be any reason for reviewing it in an ethnology journal, did it not contain two significant articles on totemism and kinship terms.

In the study of totemism, Steinitz proves – in contradistinction to former scholars – the presence of totemism in Ob-Ugrian (Vogul and Ostjak) religion. This totemism, however, is of a special kind, since the totemistic gentile spirit can appear both in animal and anthropomorphic form; in the latter form, he fights with adversaries, undertakes risky wooing trips, and – after his death – is venerated by a religious cult. This duality is accounted for by Steinitz as the result of the merging of two tribes, the *por* and the **mańś*, the first of which was on the more primitive, totemistic level, and the second possessing a definite ancestor or hero cult. From a part of the more southern **mańś* tribe originated the Hungarians (cf. *Magyar* = *mad'* [<**mańś*]+*ar*). As Steinitz admits, his basic ideas for this study derive from V. Tschernetsov, a contemporary scholar of the Voguls.

The Finno-Ugric kinship terms are characterized by age classification (separate terms for «younger brother» and «older brother», but none for «brother») and by the assigning of a variety of relations to the same term (Ostjak *jaj* «older brother», «father's younger brother», «son of the father's older brother», and even «stepfather»). Steinitz, who lived among the Ostjaks for some time, has – after Karjalainen, Harva, and others had failed – discovered the basis for this system. He shows that each kinship term in Ostjak applies to a clearly defined group of relatives who are classified as opposites: male/female, older/younger, related/not related by procreation, and directly/indirectly related by marriage. His conclusion is that «a kinship term is a social designation which combines the biological factors in the order typical for a given society and thus represents a social unit».

Mention could also be made of some other, though brief articles in Steinitz's collection – of the note about hunters' taboo language, which belongs to the border area between folklore and linguistics; a popular discussion of the old and new folksongs; and the publication of a tale from Castrén's manuscript collection (AT 1535).

Felix J. Oinas

Das Jahr der Schweiz in Fest und Brauch. L'année en Suisse, ses fêtes et ses coutumes. L'anno in Svizzera nelle feste e nelle usanze. Hrsg. von *Rolf Thalmann.* Zürich, Artemis Verlag, 1981. X, 306 S., 384 farb. Aufnahmen von Josef Räber. Texte deutsch, französisch und italienisch in der jeweiligen Ortssprache.

Hier kann man mit Fug und Recht sagen: ein einmalig schönes Buch, ausgezeichnet geraten und redigiert. Es ist eine glückliche Mischung von Bildband/Schaubuch und zuverlässigen Text-Brauchmonographien. Wir haben zwar schon einige Bild-Textbände über Schweizer Bräuche und Feste (ich erwähne hier nur Bildbände!), so: H. Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben. Sitten, Bräuche, Wohnstätten (Erlenbach/Zürich 1929 und 1931, 2. Auflage 1933), F. Moser-Gossweiler, Volksbräuche in der Schweiz (Zürich 1940), Erich Schwabe, Schweizer Volksbräuche (Zürich 1969; als «Silva»-Buch erschienen), Federica de Cesco und Kazuyuki Kitamura, Schweizer Feste und Bräuche (Bern 1977), Michael Wolgensinger und Walter Baumann, Folklore Schweiz (Zürich 1979); bis zu einem gewissen Grade darf man auch hieher zählen: Günther Kapfhammer, Brauchtum

in den Alpenländern (München 1977). Aber von diesen genügten allen wissenschaftlichen Ansprüchen doch wohl nur Brockmann-Jerosch (heute veraltet) und Schwabe. Das neue Buch, das von Rolf Thalmann vorbildlich herausgegeben wurde, übertrifft alle diese erwähnten Werke an Umfang und Ausstattung. Zum einen tragen dazu bei die prächtigen Farbaufnahmen des Zuger Photographen Josef Räber, der im Laufe der Jahre eine einmalige Sammlung von über 20000 Aufnahmen zusammengetragen hat. (Diese Sammlung gab auch den direkten Anlass zu diesem Buch). Zum andern ist es die erstaunlich grosse Zahl von 116 Brauchmonographien, die von 91 Kennern der jeweiligen Verhältnisse geschrieben wurden. Darunter finden sich erfreulicherweise recht viele «Heimatforscher», die «ihre» Bräuche aus jahrelangem Dabeisein oft viel genauer, sachgerechter und intimer darstellen können als ein aussenstehender Wissenschaftler. Der Herausgeber strebte «eine ausgewogene Verteilung nach regionalen Gesichtspunkten sowie zwischen religiösen und weltlichen, offiziellen und privaten, 'uralten' und neueren Anlässen» an. Und das ist ihm vollauf gelungen. Vor allem vermerken wir mit Genugtuung, dass unter «Schweiz» nicht nur die Deutschschweiz verstanden wird, sondern dass die romanische Schweiz (besonders die französisch sprechende) gleichmässig mitberücksichtigt ist. Die einzelnen Beiträge sind in der jeweiligen Ortssprache abgefasst: deutsch, französisch, italienisch (ohne Übersetzungen), einzig bei Romanisch-Bünden wurde eine Ausnahme gemacht: sie sind deutsch geschrieben. Dialektausdrücke sind tunlichst gewahrt geblieben und nicht ins Schriftdeutsche hochstilisiert oder gar verfremdet worden; sie belassen damit den Texten ihre Frische. Überhaupt vereinen die Beschreibungen in glücklicher Weise wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit angenehmer Lesbarkeit. Die Anmerkungen finden sich im Anhang. Dort sind jeweils auch reiche Angaben von Spezialliteratur, wie sie bisher nirgends in dieser Sorgfältigkeit zusammengestellt wurden. (Bei der Literatur zu den Silvesterkläusen in Oberschan, S. 284, hätte ich gerne auch den kleinen Aufsatz von Emanuel Grossmann «Die Silvesterkläuse von Oberschan» gesehen; er findet sich im Ausstellungskatalog «Schweizerische Volkskunst» des Deutschen Kunstrats, 1967, unpaginiert, und danach im Bändchen «Schweizerische Volkskunst» der Pro Helvetia, Zürich 1969, S. 62f.).

Die Anordnung der Brauchmonographien geschieht in herkömmlicher Art: Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Jeder Beitrag gibt zu Beginn den Ort und das Datum des Brauches an; meist wird auch auf verwandte Bräuche an anderen Orten verwiesen. Die eigentlichen Beschreibungen enthalten auch Angaben über die Durchführer und Trägerschaften des Brauches und über seine Geschichte (wo diese zuverlässig belegt werden kann). Nur gelegentlich – und zurückhaltend – werden Deutungsversuche unternommen. Bei den Farbaufnahmen stehen kurze, erläuternde Begleittexte. Sehr schön ist die Tatsache, dass auch weniger bekannte Bräuche geschildert werden, die erfreulicherweise noch nicht vom Fernsehen und von Reportern zu folkloristischen Darbietungen umgewandelt worden sind. Es finden sich auch Beschreibungen von neu aufgekommenen Festen, oft mit Angabe der Gründung und der Statuten; es mag sich auch etwa um Rettungen zur Wiederbelebung von Bräuchen handeln. Daneben gibt es natürlich auch Schilderungen von rein folkloristischen Darbietungen – zu einem schweizerischen Brauchtumsbuch gehören sie sicherlich dazu. Das beschämendste (oder erheiterndste?) Beispiel ist der Sommerkarneval von Ascona, der von Ottavio Lurati so glänzend als «folclorismo turistico» gebrandmarkt wird; ebenso unverblümt beschreibt er die «festa della vendemmia» in Lugano. – Am Schluss des Buches stehen kurze biographische Angaben über die Verfasser und ein Ortsregister. Wildhaber

Frankfurter Feste, von wem? – für wen? Frankfurt am Main, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1979. 228 S., Abb. (Notizen, 8).

Der vorliegende Sammelband entstand aus der Beschäftigung einer Gruppe von 17 Studentinnen und Studenten unter der Leitung von Ina-Maria Greverus und Heidemarie Gruppe-Kelpanides mit Frankfurter Festen. Die theoretische Grundlage der Untersuchung bildet ein Aufsatz von I.-M. Greverus «Warum untersuchen wir Feste?». Ausgehend von dem Fest-Trauma, das Bringéus 1978 beschrieben hat, erwägt sie, ob das Fest ein soziales Problem sei. Dieses sieht sie vor allem im Nichtbeteiligtsein verschiedener Gruppen, für das sie Normen und Moralvorstellungen des Festes organisierenden Mittelstandsbürgertums verantwortlich macht.

Vier Forderungen an ein Fest, die Greverus in einem früheren Aufsatz aufgestellt hatte, waren der Reflexionshintergrund für die Studenten-Untersuchung: Feste müssen Integration in eine Identität gebende Gruppe gewähren, Verschwendung als ethisches und ästhetisches Erleben interpersonaler Aufhebung des Leistungs- und Haushaltsprinzips ermöglichen, Spontaneität gegen Erstarrung setzen und die Erlangung eines neuen Alltagsprinzips ermöglichen. Die Frage nach der Integration stand dabei im Vordergrund. Mit diesen Voraussetzungen (Vorurteilen?) machten sich die Studenten vor allem an die Analyse der «Bernemer Kerb», der Kirchweih des Frankfurter Stadtteils Bornheim. Sie «gingen dabei von der Annahme aus, dass das quantitative und qualitative Übergewicht des Alltags (Arbeit) in unserer spätkapitalistischen Gesellschaft die Ausbildung von 'festlichen' Verhaltensweisen auf öffentlichen Festen verkümmern lässt» (92). Durch Befragungen mittels Fragebogen, Erforschen der Festgeschichte und Beobachtung stellen sie u.a. fest, dass «die in der Bornheimer Kerwegesellschaft und ihren Aktivitäten verkörperte Tradition» dazu benutzt werde, «um den Festbesucher von den eigentlichen Verhältnissen auf diesem 'Fest' abzulenken» (173). Der Niedergang der Kerb sei eine konsequente Entwicklung, «die letztlich nur mit dem Verschwinden dieses Festes oder seiner Ablösung durch angemessenere Festformen abgeschlossen werden» könne (174). Welcher Art diese «angemessenere Festformen» sein sollen, wird nur generell angedeutet: Man verspricht sich das Heil von der Mitgestaltung des Festes durch die Bevölkerung, vom kulturellen Pluralismus, vom Einbezug weiterer, auch fremdartiger Kulturen und Subkulturen, durch die «ein Prozess der Akkulturation initiiert werden» könnte (88). Dabei fragt sich allerdings, ob das Publikum tatsächlich kreativ tätig sein und sich mit anderen Verhaltensweisen auseinandersetzen *will*. Oder soll man es zu seinem «Glück» zwingen?

Die Aufsätze über die Kirchweih werden ergänzt durch zwei Artikel über den Wälschestag (Waldfest am Dienstag nach Pfingsten); die Autoren halten auch hier fest, dass Integration in das Festgeschehen nur über Konsum und somit über Geld möglich sei. Interessant scheint dem Rez. ein Versuch, Feste durch «Sozialfotografie» zu erfassen, auch wenn diese natürlich genauso subjektiv sein kann und muss wie eine Beschreibung. Rolf Thalmann

Peter Stürz, Maria Weissenstein als Wallfahrtsmittelpunkt in Südtirol. Bern/Frankfurt a.M., Peter Lang, 1981. 208 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 19: Volkskunde/Ethnologie, Abt. A: Volkskunde, 16).

Peter Stürz wurde in Aldein (Südtirol), einer Nachbargemeinde des Wallfahrtsortes Maria Weissenstein geboren. Er ist seit 1975 als Universitäts-Assistent am Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck tätig. Bereits während seiner Studienzeit beschäftigte er sich mit Fragen religiöser Volkskunde, wobei das Wallfahrtswesen um Maria Weissenstein einen breiten Raum einnahm, bewirkt durch die Nachbarschaft seines Geburtsortes. Von diesen Einzelaufsätzen, die in verschiedenen Fachzeitschriften Südtirols erschienen, war es nur ein kleiner Schritt zu einer umfassenden Arbeit, einer Disseratation. Eben diese Dissertation liegt jetzt als Publikation der Europäischen Hochschulschriften vor. Der Wallfahrtsort

Maria Weissenstein liegt in 1520 m Meereshöhe in der Pfarre Petersberg und gehört zur Gemeinde Deutschnofen am Südtiroler Mittelgebirge, Reggelberg genannt, südöstlich von Bozen. Er gilt als der grösste und bedeutendste Wallfahrtsort Tirols südlich und nördlich des Brenners. Die jährliche Besucherzahl übersteigt die 100000 Grenze bei weitem. Die Entstehung der Wallfahrtsstätte geht auf die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Rund 3000 Votivtafeln künden von den vielfältigsten Anliegen und Erhörungen im Laufe der Jahrhunderte. Seit 1718 wird das grösste marianische Heiligtum Tirols, mit einer Unterbrechung von 1787 bis 1836 durch die von Joseph II. verfügte Aufhebung, vom Servitenorden geistlich betreut; bis 1926 von der Tiroler Servitenprovinz Innsbruck, seither von der italienischen Servitenprovinz Vicenza. Peter Stürz versucht in seiner Arbeit die Entstehung, Entwicklung und das Wesen des Wallfahrtsorts in einer möglichst grossen Bandbreite zu beleuchten. Dabei spannt sich der Bogen der Untersuchung von den religionshistorischen Umständen, die die Entstehung der Gnadenstätte begünstigten, über die bauliche Substanz des Ortes, die Wallfahrtsbewegung und den Einzugsbereich, die Anliegen bis hin zu den Spenden und literarischen Wallfahrtsliedern. Bei seiner Arbeit leitete ihn, wie er selbst in der Zielsetzung schreibt, der Gedanke Wilhelm Heinrich Riehls «... dass unter allen Dingen dieser Welt der Mensch des Menschen würdigstes Studium sei». Dieser Grundsatz wird in allen Betrachtungen an vorderste Stelle gesetzt und konsequent beachtet. Der Mensch als Bittsucher, als Hoffender vor dem Unverständlichen bleibt der Mittelpunkt des Geschehens. Rein formal leidet die Arbeit an einer zu grossen Vielfalt der Unterteilung und durch die Fülle des Gebotenen verwirren die Hinweise auf später noch genauer zu Behandelndes. Wir alle wissen, welche Problematik mit einer gedruckten Dissertation verbunden ist, zu leicht bleibt «Schulhaftes» der Arbeit verhaftet. Trotzdem stellt diese Untersuchung einen wertvollen Beitrag zur religiösen Volkskunde dar. Werner Bousska

Georg Schmid, Das Hausrecht der Fürsten von Liechtenstein. Diss. Univ. Zürich, 1980. 181 S., Abb. Sonderdruck aus Band 78 des Jahrbuches des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein (Vaduz 1981).

Der Autor beschäftigt sich mit dem Hausrecht der Fürsten von Liechtenstein von den Anfängen des Hauses bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dabei beschränkt er sich weitgehend auf die Darstellung und Erläuterung der grundlegenden Urkunden und legt das Hauptgewicht auf die Regelung der Erbfolge. Er zeigt, wie das Haus Liechtenstein die zu den verschiedenen Zeiten herrschenden Auffassungen auf dem Gebiete des Hausrechts – sieht man von einigen Unstimmigkeiten zwischen den einzelnen Linien des Hauses ab – jederzeit zu seinem Vorteil zu nutzen wusste. Schritt für Schritt wurde das alte deutschrechtliche Prinzip der Teilung überwunden: zuerst wurden die Töchter ausgeschlossen, später, in der Senioratsverfassung von 1504, nur noch die Teilung der Nutzung vorgesehen, endlich 1606 die Unteilbarkeit durch die Errichtung eines Familienfideikommisses gesichert. Parallel dazu entwickelte sich auch der Gedanke der Individualsukzession. Mit der Regelung der Erbfolge ist das Schicksal der im Besitze des Hauses befindlichen Gebiete und ihrer Bevölkerung sowie Stellung und Macht des Hauses aufs engste verbunden. So wird diese Geschichte der Erbfolge zugleich zur Geschichte der territorialen Entwicklung der liechtensteinischen Besitzungen von den Anfängen in Niederösterreich bis zum Werden des heutigen Fürstentums an der schweizerisch-österreichischen Grenze. Schliesslich ist der Aufstieg des Hauses Liechtenstein zur Reichsfürstenwürde (endgültig 1723) durch die skizzierte Entwicklung der Erbfolge in starkem Masse gefördert worden. Alle diese Zusammenhänge zeigt Schmid in seiner Dissertation klar auf. Besondere Beachtung schenkt er zudem dem für die neuere Zeit wichtigen Verhältnis von Hausrecht und Staatsrecht in Liechtenstein. Spezieller Erwähnung bedarf der Anhang: hier finden sich die wichtigsten hausrechtlichen Urkunden Liechtensteins im Wortlaut. Pius Hafner

Probate inventories. A new source for the historical study of wealth, material culture and agricultural development. Papers presented at the Leeuwenborch Conference (Wageningen, 5–7 May 1980), edited by *Ad van der Woude* and *Anton Schuurman*. Wageningen, Landbouwhogeschool, Afdeling Agrarische Geschiedenis, 1980. 320 S., Tabellen. (A. A. G. Bijdragen, 23).

Wer sich mit Nachlass-Inventaren und deren Auswertungsmöglichkeiten beschäftigen möchte, wird mit grossem Gewinn diese Konferenzvorträge lesen; sie sind englisch, deutsch und französisch geschrieben. Die einzelnen Beiträger kommen aus Frankreich (Paris), Deutschland (Münster), Holland (Wageningen und Amsterdam), Schweden (Göteborg), England (Cambridge und Newcastle upon Tyne), Österreich (Wien), Finland (Jyväskylä) und den USA (St. Louis). In allen 17 Vorträgen und den drei zusammenfassenden Diskussionsberichten wird die Wichtigkeit der Inventare zur Beantwortung von sozial- und wirtschaftshistorischen Fragestellungen, von agrarhistorischen Strukturen und ihrer Entwicklung und von Einsichten in Probleme der materiellen Kultur betont (Einrichtung des Hauses und des Mobiliars entsprechend der sozialen Schichtung; Diffusion der städtisch-bürgerlichen Kultur; Innovationen). Fast überall wird zuerst die Quellenlage dargestellt, dann die Art und Weise, wie die Inventare aufgezeichnet und aufbewahrt sind, was sie aussagen können und wie weit Verallgemeinerungen daraus geschlossen werden dürfen. Es wird die zeitliche, räumliche und auch die soziale Begrenzung umrissen. Wo es möglich ist, erweist es sich als nützlich, die Nachlass-Inventare mit anderen Quellen zu vergleichen, etwa mit Steuerregistern, Testamenten und Totenprotokollen (so für Wien). An einzelenn behandelten Themen seien erwähnt: englische Inneneinrichtung, 1570–1700; Sozialgeschichte der Familie in Deutschland; das Projekt «Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert» (Münster/Westfalen); Inventare aus Burgund (14. und 15. Jh.), Brie (17. und 18. Jh.) und Kreta (17. und 18. Jh.); Bewohner von Amsterdam und ihr Besitz, 1701–1710; Delft im 18. Jh.; die materielle Kultur der Zaanstreek-Gegend im 19. Jh.; moslemische Inventare auf Kreta im 18. Jh.; englische Nachlassvertäge und das Ausmass der landwirtschaftlichen Veränderungen; die Verwertung schwedischer Inventare für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1750–1860 und 1860–ca. 1960; amerikanische Inventare von 1774 zur Schätzung der Reichtumsverhältnisse; finnische Inventare; Wiener «magistratische Verlassenschaftsabhandlungen» von 1840. Wildhaber

David Meili, Hexen in Wasterkingen. Magie und Lebensform in einem Dorf des frühen 18. Jahrhunderts. Basel, G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1980. 113 S., 10 Abb. auf Taf. (Schriften der Schweiz. Ges. für Volkskunde, 65).

Es fällt mir schwer, dieses Buch zu besprechen, da ich gerne nur die vielen und auch weit überwiegenden Vorzüge hervorheben würde, aber manche ärgerliche Tatbestände nicht verschweigen kann. Der Zürcher Dissertand hat ein Thema aufgearbeitet, das in mancher Hinsicht Interesse verdient: den Inquisitionsprozess über 11 angebliche Hexen aus Wasterkingen (ca. 30 km nördlich von Zürich entfernt, im sog. Rafzer-Zipfel), wobei «nach ausgedehnten Prozeduren und Folterungen» noch im selben Jahr 1701 acht Personen hingerichtet wurden; 1714 findet in Zürich noch das letzte Verhör wegen Hexerei (aus einem andern Dorf) statt, nachher ist der Hexenspuk in Zürich vorbei.

Der Autor wertet die Prozessakten, dazu «ein Bevölkerungsverzeichnis, ein rudimentäres Grundbuch und einige wenige genealogische Hilfsmittel» aus. Er stellt das Geschehen in den familiären und sozialen Kontext des Dorfes und kann so aufschlussreiche Resultate vorweisen: «Ein Grossteil der Delikte (wird) durch eine Minderheit der Einwohner begangen, und zwar von Leuten, die keineswegs wirtschaftlich oder sozial unterprivilegiert sein müssen» (32); man stellt fest, dass von 1680 bis 1701 «rund drei Viertel aller Delikte von acht Prozent der Haushal-

tungen begangen wurden» (ebda.). Das Hexendrama spielt sich grösstenteils im Unterdorf unter unmittelbaren Nachbarn ab; man kann nun konstatieren, dass «drei Viertel der Ankläger im Prozess von 1701 sich aus jenem Achtel der Haushaltungen rekrutieren, die ... als 'delinquent'» bezeichnet worden waren (36). Der Prozessverlauf wird u.a. nach seiner Kommunikationsstruktur analysiert: da für die Richter der Tatbestand der Hexerei zum Vornherein feststand, konnte sich überhaupt kein echter Dialog entwickeln, dadurch wird «die Wirklichkeit verlassen» (47). Weitere Aspekte sind die Sexualität im Rahmen eines reduzierten Gefühlslebens, die «Kultur der Armut» (sogar die notwendigsten Gebrauchsgüter des Alltags mussten nachbarschaftlich stets ausgeliehen werden, was ständig Anlass zu Reibereien und Angst vor Verlust bot, 91). Die stereotypen Antworten der Angeklagten mit Anklängen an auswendig gelernte Katechismussätze, Psalmverse und Kirchenliedstrophen weisen auf einen «papiernen Charakter» von Religion hin (95).

Der Hexenprozess und der Hexenglaube werden nun aber nicht von einem «aufgeklärten» Standpunkt aus verurteilt, sondern sie werden aus ihren eigenen Voraussetzungen heraus begriffen; so liefert die offizielle Theologie die Requisiten, und die Dörfler versuchen nach Möglichkeit, ihre geistige, materielle und soziale Situation anhand irgendwelcher Kriterien zu verstehen, und dazu bieten Religion und Magie ein bewährtes Erklärungsmuster. Ja, die Ausrottung von Teufels- und Hexenglauben ohne adäquaten Ersatz kann bei der betroffenen Bevölkerung ein Vakuum erzeugen, das entweder wieder mit «gewöhnlicher» Delinquenz oder dann andern geistigen Ordnungsmitteln bemeistert werden muss.

David Meili hat also eine gute Arbeit geleistet, indem er diese Zusammenhänge deutlich macht und gar nicht voreilig Schlussfolgerungen zieht oder sogar eine schlüssige Darstellung der Zustände zu liefern vorgibt. Diese methodische Selbstbescheidung lässt ihn nun aber in Invektiven gegen «die Historiker» ausbrechen, als ob diese samt und sonders stets prächtige Epochengemälde mit Totalerklärungen aller Ereignisse geliefert und nun gerade auf die Volkskundler gewartet hätten, um endlich zu erfahren, dass die meisten Quellen unvollständig, unüberprüfbar, mit Vorsicht zu gebrauchen und nur mit tausend «wenn und aber» zu extrapolieren sind. Verwirrlich ist überdies, dass Meili in seinen Tiraden dauernd Geschichte (=Geschichtsablauf) und Geschichtswissenschaft (als Versuch, in die Informationsfülle bzw. den Informationsmangel ein Gliederungsprinzip einzubringen) durcheinander bringt.

So beiläufig wird dann den Schreibstubengelehrten eine «zumeist rituelle Abscheu» vor so brutalen Dingen wie Hexenprozessen attestiert, verbunden mit der Neigung, nicht mehr darauf zurückzukommen (41).

Sodann ist die unsorgfältige Drucküberwachung zu tadeln: ich habe wenigstens 17 Druckfehler (dazu kommen noch 10 Kommafehler) nur schon im Text gezählt, auf 100 Seiten doch recht viele; auf S. 20, Anm. 14 und S. 22, Anm. 25 wird auf eine «Gyger-Karte des Jahres 1667» verwiesen, die aber nicht im Buch zu finden ist; die Werke von Castellan (erwähnt S. 11, Anm. 9 und 10) und von Girard (S. 44, Anm. 11 und 12) finden sich nicht im Literaturverzeichnis. Ein Familienschema auf S. 27 ist vermutlich verkehrt abgedruckt, es sei denn, die Frau hätte gleichzeitig zwei Ehemänner gehabt!

Schliesslich finden sich leider auch in dieser Arbeit Ansätze zu einem «wissenschaftlichen» Stil, der manches vernebelt: der Autor versucht, «dieses doppelschichtige Realitätsproblem symbiotisch in einen Diskurs zu führen» (13); es wird ein «Metamodell» für die Anwendung des Begriffs Magie anstelle einer «Definition weitreichenden Charakters» geliefert (64). Soll es S. 73 Zeile 6 wirklich «Handlungssymmetrie» oder nicht doch «Handlungsasymmetrie» wie Zeile 11 lauten? Wieso ist es ein «Merkmal der Unterdrückung», wenn die Welt «völlig durchschaubar» ist (107)? Nach mehrmaligem Lesen verstehe ich das französische

Zitat S. 39 nicht, sowenig wie das in entsetzliches Deutsch übersetzte von Lévi-Strauss S. 10. Schade, dass die beiden Herren, die die Arbeit «gründlich und profund(!) redigiert» haben, nicht noch kräftiger eingegriffen haben; denn dann wäre meine Rezension um die zweite Hälfte zu kürzen gewesen. – Und dennoch: ein lesenswertes, aufschlussreiches Buch, dessen Lektüre man sich nicht durch die Schönheitsfehler verdriessen lassen soll! Iso Baumer

Anna Elisabeth Ott-Marti, Probleme der Integration von Tibetern in der Schweiz. CH–8486 Rikon, Tibet-Institut, 1980. 233 S. (Opuscula Tibetana, Arbeiten aus dem Tibet-Institut Rikon-Zürich, 11).

A. E. Ott legt mit dem erst 1980 veröffentlichten Werk einen Bericht über Forschungsmaterial vor, das sie in den Jahren 1971–1974 im Auftrage des Schweiz. Nationalfonds erhoben hatte. Zur Aufgabe stand, die auf Seite der Tibeter und auf Seite der Schweizer Betreuer- und Bezugspersonen bestehende Auffassung, die Integration verlaufe problemlos, zu widerlegen. In die Untersuchung werden fremde Minorität wie ethnozentrisch orientierte Majorität miteinbezogen. Beide leben nach der Autorin in anomischer Spannung, was aber aus dem Bewusstsein verdrängt wird. Um solch versteckte Einstellungen und Stimmungen zu erfassen, bedarf es feiner Erhebungsmethoden und viel psychologischen Feingefühls. Beides besitzt A. E. Ott in hohem Masse. Dazu war sie dank ihrer vorangehenden Forschungsarbeit (Tibeter in der Schweiz. Erlenbach Zürich 1971) bestens mit Thema und Leuten vertraut. Methodisch stützt sie sich vor allem auf teilnehmende Beobachtung und freie Tiefeninterviews. Aus dem reichlich gesammelten Material legt sie dann minutiös beschriebene und sinnvoll gegliederte Beispiele zu folgenden vitalen Themenkreisen vor: Wohnen, Arbeit, Bildung,Freizeit, Gesundheit und Wohlbefinden sowie gruppeninternes und gruppenexternes soziales Verhalten. Dabei wird bisheriges Wissen bestätigt, besonders wenn es um allgemeine Integrationsprobleme geht, die Flüchtlinge und Gastarbeiter gleichermassen betreffen. Deutlich wird gezeigt, wie stark andersartigen Immigranten nur die unterste Stufe im Arbeitssektor offen steht und wie die geringen ökonomischen Möglichkeiten sich einschränkend auf die gesamte Lebensgestaltung auswirken.

Die im Vergleich mit den Gastgebern geringen sozialen Chancen erschweren die Identitätsfindung in der Gastkultur. So müssen die meisten Tibeter sich in zwei Kulturen nebeneinander zurechtfinden, wobei vordergründig anhand von Prestigesymbolen wie Kleidung, Rauchen, Alkoholkonsum, Farbfernseher, ... Integriertsein demonstriert wird. Hintergründig besteht aber ein schlechtes Gewissen, die eigene Kultur verraten zu haben, was zu Depression, Resignation oder Aggression führen muss. Dem Druck der Identitätsfindung besonders stark ausgesetzt sind Jugendliche, die sich für eine Zukunft in der Schweiz einrichten müssen, aus ihrer Herkunftskultur aber nicht mehr die für eine stabile Persönlichkeitsbildung notwendige Identität schöpfen können.

Immer wieder weist A. E. Ott daraufhin, wie der Umgang mit fremden Minoritäten und allgemein Flüchtlingspolitik zu gestalten wären, um gängige Fehlleistungen zu vermeiden: Neben der Forderung nach mehr Finanzen kommt auch diejenige nach einem der Ethnie der Minorität entstammenden Ombudsman sowie die Forderung nach Abbau des Ethnozentrismus auf Seiten der Betreuer, innerhalb der Schule und allgemein bei allen Kontaktpersonen. Das hiesse, dass wir Schweizer uns vom mit Stolz vorgezeigten Etikett humanitärer Flüchtlingspolitik distanzierten und anstelle von herablassenden Schenkgesten, die von der andern Seite lebenslange Dankbarkeit und Lernbereitschaft erpressen, Solidarität und Reziprozität stünden, die partnerschaftlichen Kulturaustausch ermöglichten.

Maja Fehlmann

Wer sind sie? Schweizer und/oder Spanier? Die zweite Generation spanischer Immigranten in der Schweiz. Untersuchung der christlichen Arbeiter-Jugend «Emigrante», in Zusammenarbeit mit Jean-Paul Gonvers, Laurent Monnier, Gérard de Rham, Arlette Mottaz. Lausanne, Cedips, 1980. 163 S., Tab.

Die Untersuchung über die zweite spanische Immigrantengeneration in der Schweiz ist das Resultat – und ein Musterbeispiel – langer Zusammenarbeit zwischen Dozenten und Studenten einerseits und Vertretern der spanischen Jugendbewegung und jungen spanischen Arbeitern andererseits. Bemerkenswert ist, dass die Untersuchung ohne finanzielle Unterstützung, dafür unter Mithilfe der Betroffenen selbst durchgeführt werden konnte. Die Jugendlichen, die sich in der Schweiz als Spanier, in Spanien als Schweizer fühlen, werden in Familie und Schule/Beruf auf zwei gegensätzliche Ziele hin sozialisiert: Rückkehr und Assimilation. Anhand der in Tabellen aufgestellten Fragebogen-Ergebnisse, aufgeteilt nach Geschlecht und nach deutscher, resp. französischer Schweiz werden Gewohnheiten, Einstellungen und Chancen der jungen Spanier unter dem Aspekt der Identitätsfindung dargestellt. Um die Zeitbombe Immigrantenjugend zu entschärfen, wird nach Transparenz in der Politik im Herkunfts- und im Gastland verlangt. So könnte sich der Nachteil «von nirgendwo zu sein» in den Vorteil «von überall sein zu können» verwandeln. Maja Fehlmann

Ulrich Bentzien, Bauernarbeit im Feudalismus. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u.Z. bis um 1800. Berlin, Akademie-Verlag, 1980. 271 S., 110 Abb. im Text, 26 Fotos auf 16 Taf. (Akad. d. Wiss. d. DDR, Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 67).

Der Verfasser dieser Arbeit ist in dem Zentralinstitut für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften in Berlin tätig. Er ist ein erfahrener und weitblickender Forscher, welcher besonders berühmt geworden ist durch seine grosse Arbeit «Haken und Pflug». Eine volkskundliche Untersuchung zur Geschichte der Produktionsinstrumente im Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder (Berlin 1969). Er zeigte darin auf eine überzeugende Weise, wie wichtig die sozialökonomischen Verhältnisse auch für die Entwicklung der Landwirtschaftsgeräte sein können. Er hat später diese Forschungen im grösseren Zusammenhang weitergeführt und legt die Resultate davon in einer neuen bedeutenden Arbeit vor.

Die Darstellung ist klar disponiert in vier chronologischen Abschnitten, wenn auch deren Namen ein wenig verwirrend auf einen Leser ausserhalb DDR und Osteuropa wirken: Übergang zum Feudalismus (die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends) – Epoche des vollentfalteten Feudalismus (das 12. und 13. Jahrhundert) – Zeit des deutschen Bauernkrieges (die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts) – Vorabend der bürgerlichen Agrarreformen (die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts). Innerhalb von jedem dieser Abschnitte werden teils Verfahren und Geräte der Feldwirtschaft, teils Viehwirtschaft behandelt. Ausserdem werden aber in allen vier Teilen spezielle Übersichten gegeben: Zum Stand der Forschung wie auch Zusammenfassungen mit dem Titel Soziale und kulturelle Zusammenhänge. Die letzteren werden von mehreren längeren Exkursen von grossem Interesse komplettiert, so auch von einer kritischen Prüfung der Hypothesen von Günter Wiegelmann wegen der Innovationszentren, wegen des bäuerlichen Produktions- und Kulturniveaus, wegen der Leistungsgrenzen der feudalabhängigen Bauernschaft und wegen der Fortschrittsträger der Landwirtschaft.

Was die Abgrenzungen der behandelten Methoden betrifft, bemerkt man, dass die Transportgeräte nur mehr im Vorbeigehen genannt worden sind. Im übrigen ist die Behandlung sehr allseitig und zeugt von der grossen Belesenheit des Ver-

fassers. Nur in einzelnen Fällen kann dies und jenes ihm entgangen sein, und dann hauptsächlich in der reichlichen ausserdeutschen Literatur. Besonders geben die Exkurse dem Verfasser viele Gelegenheiten, die früher gegebenen Theorien zu prüfen. Die Polemik richtet sich besonders gegen die «bürgerliche Forschung» und dabei vor allen Dingen gegen die deutschen Kollegen des Verfassers ausserhalb der DDR und ihre «idealistischen» Ausschweifungen. Er will in diesem Zusammenhang den Ausdruck «Materielle Kultur» als einen Zentralbegriff für die marxistische Ethnographie und Archäologie beibehalten. Man kann im Vorbeigehen notieren, dass der Lehrstuhl von Axel Steensberg als Professor an der Universität in Kopenhagen während der Jahre 1959–70 «Materielle Volkskultur» genannt wurde! Mit Erstaunen bemerkt man, dass der französische Forscher Charles Parain, auf welchen Bentzien sich oft bezieht, konsequent «marxistischer Mediävist» genannt wird. Die Grundanschauung von Bentzien ist marxistisch, und das prägt natürlich die ganze Darstellung. Bei einigen Zufällen kann er auch Lenin sowie Marx zitieren (sie fehlen aber im Literaturverzeichnis!). Trotzdem muss doch betont werden, dass auch derjenige, welcher von diesen Lehren nicht überzeugt ist – im übrigen auch nicht von den mit ihnen konkurrierenden übergreifenden Glaubenslehren – viel zu holen hat in diesem Buch, schon durch die Menge des kritisch geprüften Materials, welches hier vorgelegt wird. Mit Zustimmung will man auch die klugen Worte zitieren, mit welchen das Vorwort des Buches schliesst: «Übrigens teile ich mit Karl Baumgarten auch die Ansicht, dass die übergreifende Synthese keine immerwährende Forschungsrichtung der Volkskunde sein sollte und durch materialintensive Analysen in der Region ständig ergänzt werden soll». Das Buch ist diesem gelehrten Kollegen des Verfassers gewidmet.

Zu dem bestehenden Wert dieser Publikation gehört auch das mit grosser Sorgfalt gewählte reichliche und minuziös kommentierte Bildmaterial. Manches davon ist weit weg von der breiten Strasse geholt. Auch die Akribie der Dokumentation und der Bibliographie erfüllt hochgestellte Ansprüche. Gösta Berg

Erwin Koller, Totentanz. Versuch einer Textembeschreibung. Universität Innsbruck, Institut für Germanistik, 1980. XV, 758 S., 34 Abb. auf Taf. (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 10).

Ein neues Werk über das so oft und so gründlich behandelte Phänomen «Totentanz» nimmt man mit gespannter Aufmerksamkeit zur Hand. Befassten sich doch schon so bedeutende Kunsthistoriker, Literaturwissenschafter, Geistesgeschichtler wie E. Mâle, W. Stammler, St. Cosacchi, in jüngerer Zeit H. Rosenfeld («Der mittelalterliche Totentanz», seit 1954 in 3. Aufl. Münster-Köln 1974; dazu vgl. neuestens Derselbe, Der Tod in der christlichen Kunst. Zs. für Gerontologie 11, Darmstadt 1978, 562–574) mit diesem Erbe vor allem des Spätmittelters, Gestalt geworden in Liedern, memento mori-Geschichten, in Fresken, Holzschnitten, Kupferstichen usw., fortlebend auf der Bühne, zumal im geistlichen Volksschauspiel der Südostalpen als Dreiheit von Wort, Liedsang und choreographisch genau nach den jeweiligen Spielflächen-Bedingungen geregelt als «Tanz»-Bewegung. Das wird in den §§ 1–19 vorgetragen. Warum eine Fülle von Beispielen aber eine «Grammatik des Totentanz-Textems» erfordert, wenn mit diesem keineswegs begriffsklaren Worte einer manirierten Terminologie wiederum nur die «Totentänze insgesamt» gemeint sind (47), wird nicht klar.

Doch spätestens hier wird man sich als Volkskundler, der sich von hochgestochenen Sprech- und Schreibweisen und (angeblich neuen) «Erkenntnissen» nicht gleich bluffen lässt, ärgern. Man blättert zurück und siehe da: der Vf. steht gar nicht zu dem, was er so lautstark und selbstbewusst als «neu» verkündet hat, auf 700 Seiten verkünden wird. Was soll solch ein Auftrag an den Leser: dieser Monster-Text sei «in seiner hier publizierten Form in mehr Punkten kritikabel, als er es sein müsste»? Bestimmte Teile des Werkes seien «nicht als For-

schungsbericht» gedacht und also gehörten manche zu den «nicht so zu lesenden» ... Fünf geachtete Institutionen haben das umfangreiche Werk finanziert. Doch wohl (wie grundsätzlich bei dem so segensreich wirkenden «Fond zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung») auf Grund von «Gutachten» nicht genannter Gelehrter, mühsam mitunter und zeitopfernd, selbstverständlich ehrenamtlich! Alles verloren? Man kümmert sich nicht um Einwände? «Aus finanziellen und drucktechnischen Gründen» (Vorwort). Der Vf. polemisiert gegen die ältere Forschung in nicht sehr bescheidener Weise, um sich herauszustellen; dann muss er zugeben, ohne dass das Abweichende, vom Habilitierten als «neu» vorgestellte, gesondert genannt würde, «dass meine Untersuchung insofern dieser Forschung mehr verpflichtet ist, als es in den genannten Abschnitten zum Ausdruck kommt...» Das ist Unfug, den sich angesehene Förderinstitutionen oder eine Habilitationskommission nicht bieten lassen sollte. Und der Rezensent? Der lehnt es ab, ergründen zu wollen, was denn eigentlich der Vf. noch oder schon wieder glaubt in den «nicht als Forschungsbericht intendierten und nicht so zu lesenden §§». Das ist einfach Unfug. Leopold Kretzenbacher

Nils-Arvid Bringéus, Bildlore. Studiet av folkliga bildbudskap [Das Studium der volkstümlichen Bilderkunde]. Stockholm, Gidlunds, 1981. VI, 214 S., 188 Abb.

Wir dürfen hier ein ausserordentlich interessantes Buch anzeigen, das sich mit der «volkstümlichen Bilderkunde» befasst. Es handelt sich nicht um das, was man als Ikonographie bezeichnet, um die Deutung der Bildinhalte, sondern eher um eine systematische Übersicht über die formalen Kennzeichen der Bildkunde, der Imagerie. Also, um es überspitzt zu sagen: es geht nicht um den inneren Aussagegehalt der Bilder, sondern um die äusseren Merkmale ihres Erscheinens. In der systematischen Einleitung bezeichnet es Bringéus als die dreifache Absicht des Buches, einen ethnologischen Beitrag zu einem interdisziplinären Forschungsgebiet zu geben, den Nachweis der Bedeutung der Bilder als ethnologisches Forschungsmaterial zu führen und den Versuch zu unternehmen, den interessierten Leser zum Betrachten der Bilder als Botschaft anzuleiten. In seiner Systematik gliedert Bringéus sein Vorhaben in acht Kapitel, welche die verschiedenen Möglichkeiten der Bildkunde erfassen sollen. Wir wollen diese acht Punkte hier kurz in Stichworten andeuten. 1. Die Bildkunde muss international sein; sie darf keine sozialen und zeitlichen Begrenzungen kennen; vor allem muss sie sich lösen von der qualitativen Beurteilung des Bildmaterials; sie muss die Bilder in ihrem Zusammenhang studieren. 2. Beispiele zur Bildkunde, vorzugsweise aus älterem Material: religiös, moralisch, sozial. 3. Bildstruktur: Bilderserien, Einzelbilder, Paare, Kontrastbilder. 4. Bildveränderungen: Tradierung, Modernisierung, lokale und soziale Anpassung, Funktionswechsel. 5. Bildmanipulation: Archaisierung, Verschönerung, Plagiat, Kompilat, Fabulat, Zitat. 6. Bildidee, Bildvariationen (gezeigt am Beispiel der Altweibermühle, gewandelt zum Schmelzofen und Jungbrunnen; dazu der Brunnen mit Christi Blut). 7. Bild und «Kenntnis-Suchende» (vorgeführt am Thema: ein altes Weib zieht einen Stier auf den Glasberg): historischer Zusammenhang, Formensprache, Sachinhalt, Motiv, Funktion. 8. Bildbetrachtung und Bildkunde: die einzelnen Abschnitte sind betitelt: Schulferien, ein Glanzbild; Lehrer, ein Identifikationsbild; Kunstkritiker, ein Propagandabild; Ethnologen, ein Spiegelbild.

Öfters werden Bilder zusammengestellt, die ein gleiches Thema behandeln. Neben den bereits erwähnten Themen wird auch die «Caritas Romana» eingehender betrachtet (in der Literaturliste hätte ich gerne auch den Aufsatz von Axel Steensberg in Budstikken 1957 über dieses Thema aufgeführt gesehen). Die Literaturliste ist umfangreich; sie versucht, die Arbeiten zur «Bildlore» zu erfassen und darf nicht als Übersicht über ikonographische Themen bewertet werden.

Sehr begrüssenswert wäre eine Übersetzung dieses wichtigen Buches ins Deutsche oder Englische, wobei man dann als schöne Ergänzung sich wünschen möchte, dass das Bildmaterial durch Beiziehung der Romania (vor allem Frankreich, Italien, Spanien) ergänzt und bereichert werden könnte; jetzt finden sich neben deutschen vor allem recht instruktive skandinavische Belege. Wildhaber

Medieval Iconography and Narrative. A Symposium. Proceedings of the Fourth International Symposium organized by the Centre for the Study of Vernacular Literature in the Middle Ages. Held at Odense University on 19–20 November, 1979. Edited by Flemming G. Andersen, Esther Nyholm, Marianne Powell, Flemming Talbo Stubkjær. Odense, Odense University Press, 1980. 215 S., Abb.

Bei den neun Vorträgen dieses Symposiums (wovon sieben in englischer und zwei in deutscher Sprache) und einer zusammenfassenden Wertung (*Marianne Powell*) handelt es sich um das Verhältnis und die gegenseitige Einwirkung von mittelalterlicher Erzähldichtung und der zugehörigen ikonographischen Darstellung und Illustration. Über das ikonographische und narrative Thema des kunstfertigen Schmieds im frühen Mittelalter (Deors Klage, Thidrekssaga, Wieland), mit Abbildungen von Solidi und Brakteaten, schreibt *Heinrich Beck*. – Gedanken werden im Mittelalter mit denselben ikonographischen Formeln wiedergegeben; Taten können in zyklischer oder kontinuierlicher Form dargestellt werden; aber wie steht es mit dem, was die Personen sagen, denken, träumen? Einige Möglichkeiten werden erläutert; aber oft bleiben sie unverständlich ohne Worterklärungen oder den zugehörigen Text, denn das Wort braucht natürlich keine Erklärung (*Sixten Ringbom*). – Über Petrarcas Trionfi und die Illustrationen, die nur zum Teil direkt auf Petrarca zurückzuführen sind, handelt *Esther Nyholm*. – *Elizabeth Salter* und *Derek Pearsall* gehen aus von einer Titelillustration bei Chaucer. Religiöse ikonographische Vorlagen konnten ohne weiteres auf profane Texte übertragen werden. – Die folgenden drei Vorträge befassen sich mit den Wandmalereien in der Kirche von Bellinge: der Einfluss der Biblia pauperum auf einige Wandmalereien (*Knud Banning*), Vergleich der Bilder mit Parallelen zum zeitgenössischen europäischen Theater (*Ulla Haastrup*) und der Bellinge-Zyklus im Zusammenhang mit anderen ähnlichen Gruppen (*Søren Kaspersen*). – Anhand von drei Beispielen erläutert *Kurt Schier* die Problematik der Beziehungen zwischen Bilddetail und Bildganzem. Er macht praktische Vorschläge, die zur Überwindung dieser Schwierigkeiten dienen könnten durch Gründung von Archiven an mehreren Orten. – Den Beschluss bildet eine Abhandlung über die Völsunga Saga in der mittelalterlichen Kunst (*Sue Margeson*). Wildhaber

Systematik kulturhistorischer Sachgüter. Eine Klassifikation nach Funktionsgruppen zum Gebrauch in Museen und Sammlungen. Im Auftrag des Verbandes der Museen der Schweiz verfasst von *Walter Trachsler*. Bern und Stuttgart, Verlag Paul Haupt, 1981. 197 S.

Wir haben die Freude, hier «ein neuartiges und umfassendes Nachschlagwerk und Ordnungsinstrument» für die Einordnung und Klassifizierung von kulturhistorischen Sachgütern anzuzeigen, das in dieser Art einmalig und erstmalig ist, und hinter dem eine über Jahre sich erstreckende mühsame und bewundernswerte Arbeit steckt. Dem Museumsmann und dem Sammler soll damit die Möglichkeit gegeben werden, seine Sammlung so zu ordnen, dass sie jederzeit leicht übersehbar und greifbar ist. Damit soll aber auch eine leichte und eindeutige Verständigung unter den Museen für Anfragen und gegenseitige Auskünfte geschaffen werden, indem der Raster der Systematik eine ebenso unmissverständliche Aussagekraft besitzt, wie es das Motivregister für die Erzählliteratur in längst bewährter Weise

hat. Trachsler verwendet die Dezimalklassifikation, um jedem Objekt seine nur ihm gehörige Ziffer zuzuweisen. Trachsler ist sich der Schwierigkeiten des Dezimalsystems durchaus bewusst; er sagt selbst, dass es notwendigerweise oft zu einem Zwang führen müsse, andrerseits aber heute zum weit verbreiteten Gliederungsbehelf geworden sei. Der Fachmann wird wissen, dass jedem System in der Praxis Mängel anhaften können, sodass die Wahl des Dezimalsystems durchaus berechtigt erscheint. Daraus ergibt sich nun die zwingende Notwendigkeit, das Material in zehn Gruppen zu gliedern und damit gelegentlich Zuweisungen vornehmen zu müssen, die nicht immer völlig befriedigen, aber damit wird man sich abfinden müssen, weil das Objekt durch das Sachregister ja jederzeit auffindbar sein sollte. Die zehn Gruppen sind die folgenden: 0 Natur und Umwelt, 1 Individuum und Gemeinschaft, 2 Landwirtschaft, 3 Hauswirtschaft, 4 Handwerk, Gewerbe (Industrie), 5 Transport, 6 Brauchtum, 7 Glaube und Kult, 8 Obrigkeit und Behörden, 9 Bildende Kunst. Es scheint mir nicht viel Sinn zu haben, hier Einwände oder «Verbesserungsvorschläge» vorzubringen oder gar kritisieren zu wollen, denn auch diese würden von anderen Kollegen ihrerseits wieder in Frage gestellt. Es geht wohl mehr darum, den Mut zu haben, ein System, das man jahrelang erprobt hat – und das sich für die eigenen Bedürfnisse bewährt hat – ausgearbeitet vorzulegen. Verfeinerungen und Ergänzungen sind bei diesem System ohne weiteres möglich; es sind genügend leere Stellen im Dezimalsystem vorhanden, um neue Eintragungen vorzunehmen. Es möge hier gleich der Wunsch angebracht werden, diese Ergänzungen an eine zentrale Stelle zu melden – am besten wohl beim Landesmuseum in Zürich, bei Trachsler selber –, damit diese dann die Nummern koordinieren und nachtragen kann (ähnlich wie bei den AT-Nummern in Göttingen).

Trachsler hat seine Einteilung nach innerlich zusammenhängenden Sachbereichen mit Funktionsgruppen vorgenommen: «Praxisbezogene Sachgruppen bilden die eigentlichen Bausteine der Systematik». Er erklärt selbst, dass andere Einteilungen möglich wären – so etwa nach Werkstoffen –, aber er begründet seine Entscheidung durchaus überzeugend – und schliesslich muss ja auch *ein* Prinzip gewählt und durchgeführt werden. Er gibt eine gute Anleitung zum Aufbau der Kataloge und der Bildkarteien. Seine Zusammenstellung der Sachgüter ist nur auf schweizerische Verhältnisse und Bedürfnisse eingestellt; es soll in erster Linie wegweisendes Hilfsmittel für Regionalmuseen sein. (Das Basler Volkskundemuseum – das immerhin das führende Volkskundemuseum der Schweiz ist – steht mit seinen europäischen Sammlungen vor neuen Problemen, weniger was die «Systematik» als vor allem was das «Register» angeht). Einschränkend erwähnt Trachsler, dass grosse Objekte in seiner Systematik unberücksichtigt bleiben; ebenfalls sind Bodenfunde nicht verzeichnet, weil sie nicht in diese Art von Museen passen. Für Materialien, die ins Tätigkeitsgebiet von Spezialmuseen gehören, genügt ein Kollektivhinweis. Ideal wäre ein systematischer Aufbau, der nicht nur die Objekte umfasst, sondern mit gleichen Ziffern auch die zugehörige Literatur, Photos, Dias, Akten, Zeitungsausschnitte und ähnliches erfasst. (Vor vielen Jahren habe ich im Ethnographischen Museum und im Landwirtschaftlichen Museum von Budapest derartige Möglichkeiten selbst ausprobieren dürfen.)

Zur praktischen Verwendbarkeit setzt Trachslers Systematik ein möglichst umfassendes und weitgespanntes Register voraus, das den Hinweis auf die Einteilung und die Kennziffer sofort erschliesst. (Es spielt dann im Grunde keine Rolle mehr, ob man mit der Systematik im Einzelfall einverstanden ist oder nicht; es geht ja nicht um ein volkskundliches «Credo», sondern um die praktische Benützbarkeit). Und gerade dieses Register ist von Trachsler bewundernswert liebevoll ausgebaut worden; es umfasst – dreispaltig – die Seiten 77–189. Man spürt es der Systematik und dem Register an, auf welchen Gebieten Trachsler sich besonders gut auskennt und welchen er seine Vorliebe angedeihen lässt, so sind etwa Möbel,

Hausrat, Hausarbeit, Handwerk (mit Werkzeugen und Werkstatteinrichtungen), Rohstoffverarbeitung (so etwa Kammacherei, Handschuhmacherei, Sattlerei) ganz vorzüglich ausgeführt; ebenso ausgezeichnet ist die Systematik für Transport. Kritik an der Systematik und am Register scheint mir vor dieser riesigen Leistung unangebracht. Ich möchte also meine folgenden Bemerkungen nicht als Kritik bewertet sehen, sondern als Ergänzungen und denkbare Korrekturen für eine zweite Auflage. Ich hätte gerne im Register die folgenden Stichwörter gesehen: Anke, Arl und Riss (sie werden heute in der internationalen Literatur oft für Stampfe und Pflug gebraucht), Normalmass, Zwillingstopf, Pailleten (und Flinserln, als Werkstoff), Münzen als Trachtenschmuck, Verleger und Verlagsorte (etwa Einsiedeln, Luzern, Altdorf; Benziger), Mieder, Brustschmuck, Fraktion, Lourdesgrotte, Feierabendziegel, Sammelwirtschaft, Schneckenstand, Strauchegge, Rasselstock, Roland, Standeskerzen. Es gibt auch andere Beichtzettel, nicht nur solche von Wallfahrtsorten (7.017.032). Hufeisen für Kühe fehlt (müsste 2.227.8 sein). Unter «Davoser» sind nur «Uhren» erwähnt, nicht aber «Schlitten». Der Schneckenkräuel (2.113.3) dient nicht zur «Schädlingsbekämpfung», sondern zur Gewinnung von Nahrung, ebenso wie der «Schneckenstand» (Sammelwirtschaft, müsste etwa 2.29 sein). Den «Heidelbeerkamm» («Striegel») unter «Beerenbau» einzureihen, scheint mir sehr gewagt zu sein; er gehört zur ausgesprochenen Sammelwirtschaft. Das «Steigeisen» (1.021.0) hat nichts mit «körperlicher Ertüchtigung» zu tun (es gehört zum Wildheuen), ebenso wenig wie «Schneeteller» und «Schneereifen» (vielleicht bei «Transport» einzureihen?). «Scherenschnitte» sind nur als «Persönlichkeitsdokumente» verzeichnet (1.000.12); ein Hinweis auf «Senntums-Schnittbilder» fehlt (wobei die Bezeichnung «Schnittbild» unglücklich ist: es sind «Scherenschnitte»; Hauswirth und Saugy haben aber neben Senntumsdarstellungen auch andere Motive ausgeschnitten; im Register nicht greifbar).

Wildhaber

Charles Parain, Outils, ethnies et développement historique. Paris, Editions Sociales, 1979. 502 p., fig. (Collection Terrains).

Cet ouvrage rassemble des articles, certains très courts, d'autres véritables essais, écrits par Charles Parain entre 1937 et 1977, soit au cours d'une carrière de plus de quarante années, et pour la plupart difficilement accessibles, voire inédits. Il donne ainsi un aperçu extrêmement varié de la portée transdisciplinaire de l'œuvre de l'historien-ethnologue. Ancien élève de l'Ecole normale supérieure, agrégé de grammaire, collaborateur de l'Institut d'archéologie orientale du Caire, C. Parain allie une formation académique de haut niveau à l'expérience du terrain, et son œuvre se situe dans la double perspective du marxisme et de l'Ecole des Annales. A partir d'une interrogation fondamentale sur la continuité, la discontinuité et la diversité des processus historiques et sur les problèmes de transition d'une stade économico-historique à un autre, Parain se penche sur le développement des techniques préindustrielles – sur une période allant de l'époque romaine au 20e siècle – à partir d'investigations concrètes où les ressources de la méthode historique s'allie à celles de la dialectologie et de l'ethnographie.

Les écrits rassemblés sont centrés autour de quatre thèmes principaux: celui des techniques agricoles et de l'outillage et de leur évolution, avant l'industrialisation, en France et en Europe, où l'auteur questionne les relations entre outils, savoir et rapports sociaux, ainsi que les rapports entre technologie, idéologie et science pure (voir le très stimulant chapitre 10 sur «Rome et la décadence de la science classique»); celui des frontières linguistiques et des terminologies agraires, où le lecteur suisse retrouvera avec intérêt mention et discussion des travaux de Tappolet, de Jud et de Jaberg; celui de la diversité typologique des habitations et des outillages des collectivités vigneronnes en France; et celui des rapports de

production et des systèmes de propriété où Parain présente une synthèse nouvelle des contributions à la problématique des communautés villageoises européennes (chapitre 15).

Les différents chapitres, classés par ordre chronologique, sauf exception, sont suivis de notes bibliographiques. Ce livre comporte de nombreuses illustrations: photographies, cartes linguistiques, plans, dessins d'outils. Il devrait intéresser les historiens et les ethnologues du monde rural européen, ainsi que les dialectologues et les romanistes. Pierre Centlivres

Adrian Fochi, Estetica oralitații [Zu einer Ästhetik der mündlich tradierten Erzählliteratur]. București, Editura Minerva, 1980. 415 S. (»Universitas»).

Das zu rezensierende Werk über die Ästhetik der mündlich tradierten Balladen greift ein Problem auf, das bereits von Ovidiu Bîrlea (Poetica folclorica, București 1979) behandelt und dessen zentrale Bedeutung durch die Arbeiten von M. Parry und A.B. Lord nachgewiesen wurde. A. Fochi vergleicht die Ergebnisse dieser und anderer Wissenschaftler mit den Arbeiten von B.P. Hasdeu, B.St. Delavrancea, C. Brailoiu und L. Renzi zur rumänischen Folklore. Er betont seine kritische Reserve gegenüber der «oral theory», der er die Überbetonung des technischen und die Vernachlässigung des musikalischen Aspekts des Volksliedes sowie Unschärfe der Terminologie vorwirft. Seine Untersuchung der rumänischen Volksballade setzt neue Akzente in der «oral theory» dadurch, dass er dem Verhältnis von Text und Melodie besondere Aufmerksamkeit schenkt. Fast die Hälfte seines Buches ist den Topoi gewidmet. Er erstellt einen Index von 127 loci communes, von denen 28% in einzelnen und 72% in mehreren Balladen erscheinen. Von besonderem Interesse sind seine Bemerkungen zu den geographischen und historischen Aspekten in bezug auf «Stabilität» und «Flexibilität» der loci communes, auf deren Basis Fochi die Einheit der rumänischen Folklore in allen Regionen postuliert. Die loci communes werden vollständig und in alphabetischer Reihenfolge angeführt, erklärt und ihre Verteilung auf die einzelnen Balladen dargelegt. Einige von ihnen betrachtet Fochi als Leitmotive sozialen Verhaltens der Rumänen und als Inbegriff des «rumänischen Ethos». Fochis Untersuchung konzentriert sich auf das rumänische epische Volkslied. Der Verfasser stellt jedoch seine Untersuchungsergebnisse vergleichend neben die der Serbokroaten, Bulgaren, sowjetischen Völker, Deutschen, Ungarn, Spanier, Italiener, Franzosen, etc. Ein wenig überrascht und verunsichert nimmt der Leser zur Kenntnis, dass Fochi seine Erkenntnisse und Ergebnisse stark relativiert, indem er wiederholt auf ihren provisorischen Charakter hinweist. Er möchte sein Werk lediglich als eine «schlichte Einladung» zu neuen Untersuchungen verstanden wissen. Ion Taloș

Ulrich Tolksdorf, Eine ostpreussische Volkserzählerin. Geschichten-Geschichte-Lebensgeschichte. Marburg, N.G. Elwert Verlag, 1980. 478 S., 26 Fotos, 1 Karte. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 23).

Ulrich Tolksdorf, Mitarbeiter Erhard Riemanns am Preussischen Wörterbuch in Kiel, bringt die Voraussetzungen mit, den gesamten Erzählfundus nicht nur in niederdeutscher (ostostpreussischer) Mundart vorzulegen, sondern auch in Einführung und Kommentaren, einschliesslich Signierung der Märchentypen nach AT, einzubauen in die wissenschaftlichen Fragestellungen. Der Untertitel ist Programm; es geht Vf. im Standard und Selbstverständnis moderner Erzählforschung nicht nur um den traditionellen Kanon der Erzählgattungen, die aber auch in – für das Mennonitentum der Erzählerin – überraschender Fülle geboten werden, sondern vom Wissenschaftsinteresse her um das «allgemeine, alltägliche

Erzählen» (Bausinger), um Autobiographie und «Geschichte von unten», wie sie die Erzählerin von der Memelniederung oft hautnah auf dem väterlichen und eigenen Hof erlebt, erlitten und erzählt hat. Dass es in dieser verlorenen Mundart so präzise – bis zur Fixierung der Erzähldauer einer Geschichte – und so umfassend aufgenommen und wiedergegeben wird, ist das Verdienst des Verfassers; dass es überhaupt möglich war, ist der Bereitschaft und Geduld dieser Bäuerin aus der interessanten Kontaktlandschaft mit Juden, Litauern u.a. zu verdanken. Das Buch bietet darum mehr als nur lebendig und immer wieder humorvoll erzählte Geschichten, es weitet den Horizont beispielhaft aus auf ein Menschenleben, das bei aller Leidensfähigkeit sich immer wieder behauptet, nicht zuletzt im Gottvertrauen des gläubigen Menschen. Alfred Cammann

The European Medieval Ballad. A Symposium. Ed. by Otto Holzapfel in collaboration with Julia McGrew and Iørn Piø. Odense, Odense University Press, 1978. 121 p. (Proceedings of the Second International Symposium organized by the Centre for the Study of Vernacular Literature in the Middle Ages. Held at Odense University on 21–23 November, 1977).

The symposium organized by Odense University's Middelalderlaboratoriet reflects not only northern scholarly tradition's preoccupation with what I might call the ballads' «medievelness,» but also the interdisciplinary approach to medieval studies which dictated the academic structure of the Laboratory itself. The sophistication of multiple and complementary approaches in this context and the caution in dealing with the schism between the modern evidence and the postulation of medieval origins is most encouraging – both in the Laboratory's work and in this symposium. While relatively few new positions were advanced, there was evidence of new attitudes and approaches to the inherent problems of balladry – more of a shift, perhaps, than a leap in the direction of new methodology, but a fruitful hybridizing of methods ran as a kind of undercurrent throughout the Symposium, without quite achieving the importance which is expressed in a title. Bengt R. Jonsson discussed «The Ballad in Scandinavia: Its Age, Prehistory and Earliest History. Some Preliminary Reflections;» Donatien Laurent discussed «Breton Orally Transmitted Folk Poetry;» Ernst Erich Metzner «Lower Germany, England, Denmark and the Problem of Ballad Origins;» Zmaga Kumer «Zur Frage nach der mittelalterlichen Tradition der slowenischen Balladen und ihrer Stellung innerhalb der europäischen Überlieferung;» Anneli Asplund discussed «Ballad – A Part of the Medieval Finnish Folk Song Tradition;» Mortan Nolsøe «The Faroese Heroic Ballad and its Relations to Other Genres;» Vésteinn Ólason «The Islandic Ballad as a Medieval Genre;» Lajos Vargyas «Trends of the Ballads Genre;» W. Edson Richmond «A New Look at the Wheel: An Essay in Defining the Ballad;» and David Buchan discussed «British Balladry: Medieval Chronology and Relations.» In his resumée Otto Holzapfel underlined the fact that major advances can be gained by viewing the medieval Ballad as genre in a pan-European context, even through the evidence concerning individual ballads in each separate country is weak. While the medieval ballad must then remain a postulation, an hypothesis, this new measure of caution can only be seen as a gain, for then the methodological instrumentarium of speculation can be employed constructively rather than merely hopefully. Paradoxically, we are confronted by a problem which no archaeologist has had to face: from the existing building we must try to infer the lost foundation. An apparently futile task? Perhaps – but then again so was the reconstruction of Indeuropean. David G. Engle

G. A. Megas, Τὸ ἑλληνικὸ παραμύθι. Ἀναλυτικὸς κατάλογος τύπων καὶ παραλλαγῶν κατὰ τὸ σύστημα Aarne-Thompson (FFC 184). *Τεῦχος πρῶτον. Μῦθοι ζώων* [Das griechische Märchen. Analytischer Katalog der Typen und Versionen nach dem System Aarne-Thompson (FFC 184). Heft 1. Tierfabeln]. Athen 1978. XXXII, 111 S. (Veröffentlichungen des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde der Akademie Athen, 14).

Die letzte Veröffentlichung des verstorbenen Präsidenten der Griechischen Volkskunde-Gesellschaft, G. A. Megas, schon posthum erschienen, die er noch bis über die Hälfte hinaus selbst fertigkorrigieren konnte, bezieht sich auf ein Thema, an dem er schon seit seiner Jugend arbeitete: die Katalogisierung der griechischen Märchen nach dem System AaTh, das er, auch in seiner letzten Fassung (1961), an vielen Stellen noch wesentlich erweitert hat. Die vorbereitenden Arbeiten zu diesem Opus magnum haben ihn lange Jahrzehnte hindurch beschäftigt und befinden sich heute in einem grossen Zettelkatalog im Archiv der Griechischen Volkskunde-Gesellschaft versammelt. Wahrscheinlich wird der heutige Zentralsekretär der Gesellschaft, Mich. Meraklis, in den nächsten Jahren die mehrbändige Ausgabe des Gesamtkatalogs fertigstellen (insgesamt mehr als 23000 Texte). Die ursprüngliche Gliederung des Katalogs sieht neben den Tierfabeln noch folgende Kategorien vor: eigentliche Märchen, Schwänke und Anekdoten, «Formula Tales».

Der erste Teil des Bandes (I–XXXII) bringt ein Quellenverzeichnis, einen Abbreviationskatalog, Bibliographie sowie ein Register der geographischen Siglen, die gebraucht werden und sich auf den Gesamtkatalog beziehen. Sodann folgt der eigentliche erste Band: eine kurze Einleitung hebt die Bedeutung der Äsopschen Fabeln für die gesamteuropäische und besonders die griechische orale Tradition hervor. Es folgen die Register, mit einer Kurzanalyse des jeweiligen Fabeltyps, gefolgt von den Subvarianten (Typensymbol und Katalogerweiterung), Quellenangaben, geographischer Verbreitung, Verzeichnis der Motivkontaminationen. Die Tierfabeln sind in folgende thematische Einheiten geteilt: wilde Tiere (bes. die Fuchsfabel), wilde Tiere und Haustiere, Mensch und wilde Tiere, Haustiere, Vögel, Fische, andere Tiere. Die Typenanalyse stützt sich auf über 3500 Texte, von denen der Grossteil unveröffentlicht ist.

Der Gebrauchs- und Erkenntniswert sowie die wissenschaftliche Leistung, die in dem schmalen Band steckt, braucht hier nicht mehr gesondert hervorgehoben zu werden. Der Gesamtkatalog, von dem nun der erste Teil vorliegt, wird sicher einer der reichhaltigsten in der Vergleichenden Erzählforschung sein. Für die nötige internationale Rezeption scheint jedoch eine Übersetzung in eine europäische Literatursprache unumgänglich. Walter Puchner

Lutz Röhrich, Sage und Märchen. Erzählforschung heute. Freiburg/Basel/Wien, Herder, 1976. 348 S.

Da die hier zu besprechende Aufsatzsammlung eine wohlüberlegte Auswahl aus Röhrichs zahlreichen Untersuchungen und Essays darbietet, ist von vornherein gesichert, dass jeder einzelne Beitrag lesenswert ist. Röhrichs Interesse gilt vorwiegend den Erzählungen selber, nicht den Erzählern und Hörern. Damit hält der Autor dieser Aufsätze sich frei von der modischen Background- und Kontext-Forschung; er ist von Haus aus Literaturwissenschaftler, bezieht aber andere Aspekte, volkskundliche ebenso wie psychologische und erzählbiologische, mit ein. Seinen Ansatz bezeichnet er als «kulturhistorisch und kulturanthropologisch», die Frage «Warum erzählt man?» ist ihm besonders wichtig (S. 6f.). Eine erste Antwort gibt schon der Titel der ersten Abhandlung: «Das Bild des Menschen in der Volksdichtung» – die Erzählungen stellen «Modelle von Lebensbewältigung [...] zur Verfügung» (S. 9). Die weitere Bemerkung, Sagen seien

«Kulturindikatoren», bringt sogleich die historische Betrachtungsweise ins Spiel; in «Tierherrensagen» stossen «Jägertum und viehbäuerliche Wirtschaft» aufeinander, «die Jagdtiere des Menschen – die Gemsen – sind die Haustiere [...] des Tierherrn», der die Wildbeuterei auf eine massvolle «Patentjagd» oder sogar auf Sennerei umzulenken bestrebt ist. Der abenteuerlustige, Grenzen überschreitende Gemsjäger sei indessen nicht nur Repräsentant einer vergangenen Kulturstufe, sondern ein zeitloses «Bild des Menschen selbst» (S. 10). Faszination des Gefährlichlebens, Neugierde, «Kompensation des eigenen Ichs» (S. 15), Versuche, Leid und Angst zu bewältigen, erweisen sich als Grundantriebe der Sagenbildung; das «märchencharakteristische Motiv», die Erlösung, wird als «positive Veränderung der Existenzform» gesehen (S. 19f.), also wiederum als Spiegelung einer überzeitlichen menschlichen Sehnsucht.

Die Nachwirkung jägerzeitlicher, hirten- und bauernzeitlicher Probleme und Bräuche in der Sage beschäftigt den Autor, der für die Gattung Sage ein besonderes Interesse hat, durch viele Aufsätze hindurch. Innerlich und äusserlich bildet die mehr als 50 Seiten zählende Abhandlung «Europäische Wildgeistersagen» die Mitte des Buches. Der Herr der Tiere erscheint als Verkörperung des «Tiertöter-Skrupulantismus» des frühen jägerischen Menschen (S. 10, 194, 313), aber auch als Kulturbringer (S. 143, 144, 163), als Schutzherr der Wildtiere und damit zugleich als Stifter eines «contrat social» (S. 149), als gesellschaftsordnende und individualpädagogische Macht. Röhrich führt sogar die dankbaren Tiere des Märchens auf Tierherren-Vorstellungen zurück und sieht auch in anderen Märchenmotiven «erstarrte Tierherren- und Wildgeister-Vorstellungen» (S. 185f.). In den Anmerkungen trägt Röhrich die seit der erstmaligen Veröffentlichung seines grundlegenden Aufsatzes erschienenen Untersuchungen zum Thema nach. Hinzuzufügen ist jetzt das wichtige Buch von Walter Burkert, Structure and History in Greek Mythology and Ritual, University of California Press 1979, darin namentlich das Kapitel Heracles and the Master of Animals.

Die Beleuchtung mehrerer Sagensammlungen und Sagenlandschaften (Deutschschweiz, Schwarzwald, Schwaben, Rheinland, dazu die «Deutschen Sagen» der Brüder Grimm) gibt Röhrich Gelegenheit, auf Wandermotive und -typen einzutreten, aber auch auf einzelne landschaftliche Eigenheiten (dem schweizerischen Totenvolk fehle das «Wilde» des Wilden Heeres, der Schwarzwald hat keinen Lokaldämon à la Rübezahl, die Rheinregion kennt besonders viele geschichtliche Sagen); er warnt jedoch davor, ethnische Besonderheiten im Sagenschaatz einzelner Landschaften aufspüren zu wollen (S. 74). Dass die verschiedenen Sagensammlungen ungleiche Zensuren bekommen, war zu erwarten, und im allgemeinen kann man durchaus zustimmen. Jegerlehners bisweilen als «papieren» getadelte Walliser Sagen (1909, 1913) wird, meines Erachtens zu Recht, als «eine der besten Schweizer Sagensammlungen» gerühmt. Nicht wenige der von Röhrich erwähnten Sammlungen sind seither im Olms Verlag, Zürich, als Faksimile-Nachdrucke erschienen.

Von ähnlichem Gewicht wie der Aufsatz über die Wildgeistersagen ist der über die mittelalterlichen Redaktionen der Polyphem-Sage und ihr Verhältnis zur ausserhomerischen Tradition. Röhrich weist eindrücklich auf Parallelen zwischen altgriechischen, von Homer abweichenden Vasenbildern und modernen Sagen hin und nimmt vor- und nebenhomerische antike Volkserzählungen an. Hier und an anderen Stellen betont er die Wirksamkeit mündlicher Tradition, während er neuerdings ein offenes Ohr für die Fehlingsche Polemik gegen die Annahme einer langdauernden mündlichen Überlieferung zu haben scheint (Detlev Fehling, Amor und Psyche, Mainz 1977). Mit Christa Bürger hält Röhrich die Sage vom Riesenspielzeug für «herrschaftsstabilisierend» (S. 11), im Gegensatz zur Gattung Märchen (S. 27) – Röhrich nennt Ernst Bloch nicht, stimmt aber hierin mit ihm überein.

Von den übrigen Aufsätzen kann leider nicht viel mehr als der jeweilige Titel genannt werden: Was soll und kann Sagenforschung leisten? – Tabus in Bräuchen, Sagen und Märchen – Die Sage vom Schlangenbann («langanhaltende Kontinuität»,S. 344 Unterscheidung von Bannspruchpraxis und Sagentradierung) – Eine antike Grenzsage und ihre neuzeitlichen Parallelen (darunter natürlich auch die Urnerboden-Sage – sehr eindrücklich und einleuchtend) – Teufelsmärchen und Teufelssagen (reichhaltig und differenziert) – Rumpelstilzchen. Vom Methodenpluralismus in der Märchenforschung (wesenhaft eher Sage als Märchen; wahrscheinlich Zwerg ursprünglich, nicht Teufel; Existenzwette, aber nicht eigentlich Namenzauber) – Argumente für und gegen das Märchen.

Zu den Vorzügen des Buchs gehören die reiche Dokumentation, die vorbildliche Illustration (zum Teil in den ursprünglichen Publikationen nicht enthalten), aber auch die Vielzahl der Gesichtspunkte. Ein gut ausgebautes Register erschliesst diesen bedeutenden Beitrag zur modernen Sagenforschung. Max Lüthi

Märchen aus dem Tschad. Hrsg. und übersetzt von *Herrmann Jungraithmayr*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 288 S., 1 Karte. (Die Märchen der Weltliteratur).

Der Herausgeber dieser neuen Märchensammlung ist Afrikanist an der Universität Marburg/Lahn. Er hat zwischen 1971 und 1978 die Texte im Tschad selbst aufgenommen und mit Hilfe von Sprachassistenten ins Französische oder Arabische übersetzt und dann ins Deutsche übertragen. Es handelt sich also bei diesen Märchen beinahe durchwegs um Primärquellen; nur fünf von den vorliegenden 51 Texten sind anderen Sammlungen entnommen. Der Tschad ist der Name des im Herzen Afrikas liegenden Binnensees und zugleich der 1960 unabhängig gewordenen Republik. Es wohnt hier ein sehr buntes und recht uneinheitliches Völkergemisch: im Norden des Landes leben mohammedanische Nomaden auf Wüsten und Steppen; im Süden gibt es die sesshaften Bauern in den tropischen Wäldern; sie sind Christen oder sie hangen noch ihren ursprünglichen Religionen an. Im Lande werden über 100 Sprachen gesprochen. Die Märchen des Bandes stammen aus sechs Stämmen des mittleren Tschad. Der Herausgeber hat die Texte in drei Gruppen eingeteilt: in aitiologische und mythologische Märchen, in Zaubermärchen und in Tiergeschichten. Bei den Tiermärchen tritt die Hyäne am häufigsten auf; sie steht für alles Dumme, Böse, Lächerliche und Grausame. Vertreter der Schlauheit sind Erdhörnchen und Affe. Die «Märchen» sind für einen Europäer oft recht unappetittlich und gelegentlich im Aufbau schwer verständlich. Hiezu bemerkt der Herausgeber, dass fast alle in diesem Band abgedruckten Erzählungen im Original von und für Stammesmitglieder erzählt wurden. Das bedeutet, dass dem Aussenseiter manches unklar bleiben muss. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn in den Erzählungen manch un- oder missverstandener Zug vorkommt. Im aufschlussreichen Nachwort des Herausgebers werden die Erzählerinnen und Erzähler genannt und charakterisiert. Die Anmerkungen geben den Erzähler, seine Stammeszugehörigkeit, notwendige Sacherklärungen und die Nummer der Archivregistrierung in Marburg an; auf weitere Verweise wurde verzichtet. Dafür findet sich ein vorzügliches Typenregister, das diesmal von Hans-Jörg Uther, einem Mitredaktor der Enzyklopädie des Märchens in Göttingen, verfasst wurde. Gerne wird man auch die nützliche Zusammenstellung der Literatur über den Tschad zur Kenntnis nehmen. Wildhaber

Westfälische Sagen. Gesammelt und hrsg. von *Heinz Rölleke*. Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 318 S., 89 Abb. (Sagen deutscher Landschaften).

Zu den bereits publizierten neun Bänden der Diederichs-Reihe «Sagen deutscher Landschaften» gesellt sich nun der zehnte. Man spürte es ihm – sehr zu

seinem Vorteil – an, dass er von jemand herausgegeben ist, der ein glückliches Verhältnis zu Sagen hat, der weiss, worauf es bei ihnen ankommt und wie sie erzählt werden sollten; denn Heinz Rölleke hat schon das schöne Buch «Der unbekannte Bruder Grimm» mit dessen gesammelten Sagen bei Diederichs herausgebracht. Das Editionsprinzip der «Westfälischen Sagen» ist das nämliche wie bei den früheren Bänden: die Texte sind aus früher erschienenen Sagensammlungen ausgewählt, in den Anmerkungen mit genauer Quellenherkunft belegt; sie sind darauf nach regionalen Prinzipien geordnet. Es wurde vom Herausgeber angestrebt, jeden Text in seiner jeweils ältest greifbaren Ausformung als westfälische Sage wiederzugeben; auch wurden von ihm solche Sagen bevorzugt, die bestimmt oder vermutlich auf mündlicher Tradition fussen. Dieses Editionsprinzip ist den Sagen in erfreulichem Masse zugute gekommen; man spürt den meisten von ihnen die Frische und Erzählechtheit wohltuend an. Rölleke ist in vielen Fällen über die beiden bedeutenden Ausgaben von Kuhn (Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859) und Weddigen/Hartmann (Der Sagenschatz Westfalens. Minden 1884) zurückgegangen auf frühere, weniger bekannte Sammlungen: Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden (Münster 1825), Redeker, Westphälische Sagen (Minden 1830) und Stahl (d.i. Temme), Westphälische Sagen und Geschichten (Elberfeld 1831). Er hat auch recht viele Sagen aufgenommen, die im Dialekt erzählt wurden. Im ganzen finden sich 350 Sagen in diesem Band. Ihre Anordnung erfolgt nicht alphabetisch-schematisch nach Ortschaften, sondern sie werden in grössere regionale Gebiete eingereiht, wobei sich auch etwas vom verschiedenen Charakter dieser Landschaften zeigen sollte. Es sind: Münsterland, Tecklenburg und Osnabrücker Land, Zwischen Minden und Teutoburger Wald, Paderborner Land, Westfälisches Ruhrgebiet. Dafür werden die einzelnen Ortschaften durch ein Ortsregister erschlossen. Wie es für diese Sagenreihe üblich ist, ist der Band durch zahlreiche alte Ansichten und Stiche liebevoll bereichert. Wildhaber

M. G. Meraklis, Εὐτράπελες διηγήσεις. Τὸ κοινωνικό τους περιεχόμενο [Schwänke. Ihr sozialer Inhalt]. Athen, Hestia, 1980. 122 S.

Der neugriechische Schwank ist niemals in dem Masse volkskundlich-populär oder Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung geworden wie das Märchen. Das mag mit seiner illusionslosen Realitätsauffassung zusammenhängen, die im allgemeinen als «unpädagogisch» gilt. Neben allen Spielarten des Komischen, Groteske, Witz, Satire, Parodie usw., ist er aber auch Quelle schonungsloser Sozialkritik, die über Wertnormen und Verhaltensweisen in der neugriechischen Volkskultur Auskunft gibt. Genau dieser Aspekt interessiert Mich. Meraklis. Kritisiert und lächerlich gemacht wird abweichendes Verhalten. Der Schwank gibt ein Negativbild dessen, was gilt.

Der Verfasser teilt sein Material in 4 Gruppen: die menschliche Dummheit, eheliche Beziehungen, andere Themen (Geschichten über Männer und Frauen), der Begriff des Grotesken (besonders Lügengeschichten). Die z.T. hochinteressanten Beispiele sind sorgfältig kommentiert und mit ausgedehnten Fussnoten versehen, die einen eigenen Teil des Buches ausmachen und grosse Teile der internationalen Sekundärliteratur zum Schwank ausspannen. Das grösste menschliche Gebrechen ist die Dummheit; schier unerschöpflich ist der Vorrat an Geschichten, wie die von den Leuten, die Salz aussäen, von der scheinbar spottenden Kuh, dem Pfarrer, der seine Identität verliert (kombiniert mit Ehebruchsmotiv), über die Frage, wie der Kuhdreck auf den Zimmerbalken kam usw. Das zweite grosse Schwankmotiv ist der Ehebruch, oft mit der «Dummheit» kombiniert. Zumeist sind es Frauen, die in diesen Geschichten fremd gehen, und der Verfasser fragt sich, ob dahinter nicht eine Art Rache-Akt (als verbale Ersatzhandlung) der in der

patriarchalischen Volkskultur so eingeengten Frau anzusetzen ist. Bedeutend ist ferner, dass das Motiv einer gefühlmotivierten Liebe in den Ehebeziehungen der Schwänke völlig fehlt. Auch die rein sexuelle Komponente ist eher unterbetont (am ehesten noch bei Geistlichen anzutreffen). Vor allem Streitsucht der Paare, Dickköpfigkeit und Faulheit werden angeprangert.

Den intrafamiliären Beziehungen widmet sich der dritte Teil: die dummen Schwestern, Braut-Schwiegermutter, die dumme Braut, die böse Schwiegermutter, die verliebte Alte, Betrugsgeschichten, die Wette, wer den besten Traum hat (schon in der lateinischen Elegienkomödie «De clericis et rustico»), der schlaue Arme (Kollision der sozialen Klassen), Jagd nach dem Glück, Kritik am Priesterstand usw. Teil 4 bringt hauptsächlich Lügengeschichten.

Die scharfsichtige, unvoreingenommene Analyse, die Einbindung des Materials und der Kommentierung in den internationalen Kontext, nicht zuletzt die reichhaltigen, meist unveröffentlichten Texte machen die Lektüre des Buches zu einem mehrschichtigen Genuss; darüberhinaus bildet es mit seiner Ideenfülle sicher eine nachhaltige Anregung für die griechische Erzählforschung. Walter Puchner

Historische Volksmusikforschung. Kongress-Bericht Seggau 1977. Hrsg. von *Wolfgang Suppan* und *Alois Mauerhofer*. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1978. 241 S., Notenbeispiele. (Musikethnologische Sammelbände, 2).

Walter Wiora, gewissermassen der Urheber der 'Studiengruppe zur Erforschung und Edition historischer Volksmusikquellen', will diese «Musikgeschichte der Grundschichten als Zweig der erweiterten Musikgeschichte» sehen und wirft Fragestellungen auf, die dieser Zweig behandeln sollte. Doch stehen seine globalgefassten Ziele ziemlich im Gegensatz zu den Beiträgen des vorliegenden Bandes, die alle – trotz übergreifender Titel – punktuelle Probleme behandeln, um konkrete Resultate und – vor allem – effektiven methodologischen Grund zu gewinnen. Wie Wolfgang Suppan in seinem Vorwort hervorhebt, gebraucht die relativ neue Disziplin der historischen Volksmusikforschung Methoden der herkömmlichen vergleichenden und der historischen Musikwissenschaft unter Heranziehung der Methoden und Einstellungen der Musikethnologie, um die populäre Musik und Musikpraktika vergangener Zeiten zu erfassen. Durch das ganze Protokoll hindurch zieht sich eine Inventaraufnahme, ein Austasten vieler Methoden, teilweise aus anderen Disziplinen, um die musikalische Vergangenheit zu erschliessen, ein Profitieren aus vorausgegangenen Fehlern für die Sachlichkeit und Nachprüfbarkeit der heutigen Ergebnisse. Was die Beiträge dieses Kongresses auszeichnet, ist eine grosse Vorsicht und ein Bewusstsein dessen, was Annahmen und Ausgangspunkte an Vor-entscheidungen und unterschwelligen Eingrenzungen bedeutet. Dies gilt vor allem für Max Peter Baumanns stellvertretende Aufarbeitung, «Ethnohistorische Quellen zur Musik Äthiopiens aus schriftlichen Zeugnissen von 1500 bis 1900», wo er auf S. 39/40 schreibt: «Jede geschichtliche Interpretation geschieht letztlich unter dem Zwange der eigenen geschichtlichen Modellvorstellungen, seien diese nun klar ausgedruckt, unbewusst vorhanden oder gar verschleiert.» Und selbst in seinem Beitrag über ein einzelnes Lied, 'Üb' immer Treu und Redlichkeit' greift Ernst Klusen die Polarisierung von 'schriftlich-künstlicher' vs. 'mündlich-echter' Tradierung als Vereinfachung an, und fordert ein neues Durchdenken des Stellenwertes von Flugschriften in «Zum Verhältnis von apokrypher und kanonisierter Tradition». Andere Titel des Bandes charakterisieren die Weitläufigkeit der Sachgebiete, die dann exemplarisch und kritisch im Hinblick auf die historische Musikforschung erhellt werden: Hartmut Braun: «Musik auf Holzschnitten des 16. Jahrhunderts;» Alica Elscheková: «Eine Liptauer Volksmusikanteninnung aus dem 18. Jahrhundert. Zur Ergänzung schriftlicher und mündlicher Quellen;» Margareta Jersild: «Tonangaben auf

schwedischen Flugblättern vor 1800»; Alois Mauerhofer: «Tanz- und Tanzmusiknachrichten in den österreichischen Weistümern»; Christoph Petzsch: «Nachrichten aus Städtechroniken»; Benjamin Rajeczky: «Arbeiten über die ungarische Volksmusik des Mittelalters. Die Totenklage»; Albrecht Schneider: «Probleme der Periodisierung von Volksmusik und Folklore am Beispiel Irlands»; Franz Viktor Spechtler: «Überlieferung und kritische Edition. Bemerkungen zum Leithandschriftenprinzip»; Wiegand Stief: «Wie weit lässt sich der Tougenhort-Leich in der Ausgabe der Colmarer Liederhandschrift Runges reparieren? Kritik einer halbkritischen Ausgabe»; Gisela Suliţeanu: «The value of document of oral attestation in the study of musical folklore in the earlier periods. Methodological premises applied to the Roumanian folklore»; Helga Thiel: «Zum Darstellungsstil der 'Komedie vom letzten Gericht' aus Apetlon im Burgenland». Immer holt die Historie Einiges aus der Gegenwart, aber in diesem Fall sieht man die Möglichkeit, auf schon erwachsene Disziplinen zu bauen, auf der Basis einer reichen und erfahrenen Gegenwart eine reiche und vielfältige Geschichte zu erforschen.

David G.Engle

Les instruments de musique populaire en Suisse. Die Volksmusikinstrumente in der Schweiz. Gli strumenti musicali popolari in Svizzera. Folk Music Instruments of Switzerland. Thun, Schallplatten Claves, 1980. 2 Schallplatten; Begleitheft in französisch, deutsch, italienisch, englisch von *Brigitte Bachmann-Geiser*. 20 (unpaginierte) S. mit 47 Abb. und 1 Karte.

In den Jahren 1979 und 1980 strahlte die Télévision suisse romande unter der Regie von Philippe Grand drei Sendungen über die Volksmusikinstrumente der Schweiz aus. Der erfolgreichen Serie waren aufwendige Aufnahme-Reisen vorausgegangen, bei denen das Aufnahmeteam unter der wissenschaftlichen Beratung von Brigitte Bachmann-Geiser ca. 400 Musikanten aus 18 verschiedenen Kantonen besucht hatte. Dabei entstand unter den Beteiligten der Wunsch, zumindest den Originalbegleitton der Sendungen auf Schallplatten zu konservieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Das Ergebnis ist die vorliegende Kassette, die mit Unterstützung von Pro Helvetia und Suisa wiederum unter der wissenschaftlichen Leitung von B. Bachmann-Geiser gestaltet worden ist. Da aber die vielfältigen Volksmusikaufnahmen ohne entsprechende Begleitpublikation kaum verständlich gewesen wären, verband man die Veröffentlichung der beiden Schallplatten mit der Herausgabe eines grossformatigen Begleitheftes. Platten und Heft erweisen sich als ausserordentlich glückliche Kombination, denn auf diese Weise hat der Benutzer der Plattenaufnahmen die Möglichkeit, sich in der zugehörigen Publikation gleichzeitig über die einzelnen Stücke, ihre Funktion und die dazu verwendeten Instrumente ausführlich zu informieren. Zudem ist das Heft auch mit zahlreichen Abbildungen versehen, so dass nahezu alle Instrumente auch im konkreten Verwendungszusammenhang vorgestellt werden können. Die Kommentierung erfolgt in vier Sprachen, so dass der ansprechenden und mit viel Sorgfalt hergestellten Kassette breite internationale Resonanz beschert sein könnte.

Auf den vier Plattenseiten sind insgesamt 54 Einzelstücke mit einer Laufzeit von über 75 Minuten zusammengestellt. Die Aufnahmen genügen durchweg professionellen Ansprüchen und haben überdies noch den Vorteil, dass es sich in der Hauptsache nicht um Studio-Produktionen, sondern um Live-Aufnahmen handelt, die in natürlicher Umgebung gewonnen wurden und durch Klang und entsprechende Neben- und Hintergrundgeräusche ein gewisses Flair aufweisen. Die Tonbeispiele sind nach der von Curt Sachs und Erich von Hornbostel 1914 entwickelten Klassifikation der Volksmusikinstrumente eingeteilt in Idiophone, Membraphone, Chordophone und Aerophone. Das Abhören der vier Plattenseiten ist also gleichbedeutend mit einem systematischen Gang durch die schweizerische Ethno-Organologie, wobei die für die Schweiz typischen Ausprägungen

naturgemäss besonders ins Auge fallen: Chlefeli (Plattenklapper), Chlöpfer (Klapperbrett), Schlägger (Kastenklapper), Carillon (Glockenspiel) und Talerschwingen in Abteilung I; die Basler Trommel in Abteilung II (das Strählflötli ist zwar im Begleittext ebenfalls aufgeführt, fehlt aber auf der Platte); Schwyzer und Glarner Zither in Abteilung III; Schnurre (Schwirrholz), Schüblot da marmel (Gipspfeife), Basler Piccolo, Schwyzerörgeli, Muschelhorn, Alphorn und Büchel in Abteilung IV. Da viele Musikinstrumente ihren traditionellen Platz in Jahreslaufbräuchen haben, bieten die Platten zugleich eine Begegnung mit der reich ausgebildeten Brauchtumsmusik (vor allem Fasnacht!). Die Kassette dürfte aufgrund der Sammlung seltener und bisher kaum zugänglicher Klangeindrücke und der ausserordentlich glücklichen didaktischen Aufbereitung vor allem für den Unterricht an Schulen und Hochschulen geeignet sein. Eine ergänzende Diaserie würde dazu sicher gute Dienste leisten. Für das Handbuch der schweizerischen Volksmusikinstrumente, das B. Bachmann-Geiser vorbereitet, ist hier jedenfalls hervorragende Vorarbeit geleistet worden. Rolf Wilh. Brednich

Kurze Hinweise

Boudewijn Vanderhallen, Noord-Nederlandse historische tijdschriften (1883–1960). Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1980. XLIV, 356 S. (Nederlandse volkskundige Bibliografie. Systematische Registers op Tijdschriften, Reekswerken en Gelegenheidsuitgaven, 31). – In der nach dem Tode von Karel Peeters von Stefaan Top betreuten Bibliographie-Reihe bringt der 31. Band die volkskundlichen Titel aus sieben exzerpierten nordniederländischen historischen Zeitschriften. Es kommt die stattliche Zahl von 2107 Nummern zustande, die sich mit der Anführung der in den Zeitschriften publizierten Buchbesprechungen auf 2947 Einträge erhöht. Wie üblich werden für jeden einzelnen Zeitschriftenband Verleger, Redaktor und Seitenumfang angegeben. Ferner finden sich Register der Autoren und der Sachen. Bei den Autoren treffen wir nur wenige Namen, die international bekannt sein dürften, wie etwa A. J. Bernet Kempers, A. Gittée, H. Halbertsma.

Publikationen zu wissenschaftlichen Filmen. Sektion Ethnologie. Serie 11, Nr. 1, 1981. Film E 2352; Mitteleuropa, Schwarzwald. Der «Klausebigger» (Nikolausbrauch) in Steinach. Verfasser der Publikation: *Rolf Wilhelm Brednich*. Göttingen, Institut für den wissenschaftlichen Film, 1981. 16 S., 3 Abb. – In Steinach im Schwarzwälder Kinzigtal gibt es einen Nikolausbrauch, dem die Figur des *Klausebiggers* den Namen gegeben hat. Diese Figur gehört typologisch zu den winterlichen Brauchfiguren in Tiergestalt. Brednich bringt den Namen überzeugend mit Bigger = Rösslein in Zusammenhang; es handelt sich also um eine pferdeähnliche Tiergestalt, «die am Klausenabend in Erscheinung trat, am ehesten um einen Esel, der nach Ausweis zahlreicher verwandter Braucherscheinungen das traditionelle Reittier beim Einzug des Nikolaus darstellt». Eine weitere Gestalt des Brauches ist der *Rubelz*, mit Pelzmantel und Pelzmütze bekleidet; er hat eine Kette in der Hand und ist die «böse» Figur des Umzugs. Der Brauchablauf mit seinen Funktionen – und auch dem Wandel in der Funktion – wird eingehend beschrieben.

Jürgen Leibbrand, Vom befleckten Leib zum «Flecklehäs». Zu einer Deutung der Intentionalität der Fastnacht. *Narrenfreiheit. Beiträge zur Fastnachtsforschung* (Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1980) 139–175. — In diesem interessanten Aufsatz untersucht der Verfasser eine neue Möglichkeit zu einem Deutungsansatz des fastnächtlichen Flecklekleides (schweizerisch: *Blätzliböögg*).

Zunächst setzt er sich kritisch mit den bestehenden Deutungsansätzen auseinander: Bestehen aus heidnischer Zeit, Germanenkult, Wildes Heer-Sagen, antike Tradition, Vegetationsdämonen. Sie sind alle nicht überzeugend (wozu ich gerne zustimme). Danach bietet er in längeren Ausführungen seine Auffassung: «Es erscheint doch offensichtlich, dass das befleckte Gewand des Fastnachtsnarren im Widerstreit zu der Unbeflecktheit des Taufkleides steht und dass darüber hinaus im Handeln und im Zustand ein Narr dargestellt wird». «In den befleckten Kleidern wird folglich die Sündhaftigkeit des menschlichen Leibes sinnenhaft vor Augen gestellt». Das ist sicherlich eine erwägenswerte Überlegung. Mir persönlich erscheint sie zu konstruiert, und ich hätte auch aus rein sprachlichen Gründen Bedenken. Sie operiert mir zu sehr mit den Wörtern «beflecken» und «Flecklehäs». Abgesehen davon, dass diese Verbindung nur im deutschen Sprachraum möglich ist (wobei sie schweizerdeutsch nicht denkbar ist), ist das Wort «beflecken» kein «volkstümliches» Wort (es könnte heute höchstens als solches von Journalisten und sich für «volkstümlich» haltenden Politikern verwendet werden). «Flecklehäs» heisst doch nur «ein mit Flecken genähtes Kleid»; einen inneren Zusammenhang mit «beflecken» halte ich für ausgeschlossen; ob aber – trotz dieser Bedenken – ein Sinnzusammenhang?

Walter Heim, Die Revitalisierung des «Hungertuches». Ein alter Kirchenbrauch in neuer Bedeutung. *Archiv für Liturgiewissenschaft* (Regensburg) 23 (1981) 30–56. Auch als Sonderdruck (mit 3 Abb.) erhältlich. – Die Wandlung des kirchlichen Brauchtums, seine Neubelebung oder Funktionsänderung hat Walter Heim seit jeher stark interessiert, und er hat sich mit Frageerhebungen und Sammeln von Zeitungsauschnitten um die wissenschaftliche Feststellung dieser Erscheinungen bemüht. Diesmal geht es um das Hungertuch, das Fastentuch. Die Anregung für eine Revitalisierung kam von «Misereor» aus; sie knüpft an den Symbolcharakter des Tuches an, nicht an seine ursprüngliche Verhüllungsfunktion. Neu ist auch der kurzperiodige Wechsel dieser Hungertücher. Ein liturgischer Brauch des Mittelalters wird in zeitgemässer Form aufgenommen und erneuert. In der Schweiz wurden diese Tücher sogar im evangelischen Bereich verwendet; sie dienten hier ebenfalls zur Erneuerung eines alten Brauchs, des Konfirmationsandenkens. Bis jetzt wurden drei derartige Hungertücher hergestellt und verkauft: ein indisches, ein äthiopisches und ein mittelalterliches (Meditationsbild des hl. Bruder Klaus).

Wolfgang Mieder, Bibliographische Skizze zur Überlieferung des Ausdrucks «Iron Curtain»/«Eiserner Vorhang». *Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache* (Wiesbaden) 91 (1981) 1–14. – Wer sich für die Geschichte des Ausdrucks «Eiserner Vorhang» interessiert, sei auf diesen Beitrag von Wolfgang Mieder hingewiesen; er bietet mit einer Analyse von 41 Darstellungen «die bisher umfassendste Studie über dieses internationale Schlagwort». Der Ausdruck hat im Deutschen und im Englischen als Fachbegriff für eine eiserne Schutzwand im Theater lange vor 1945 existiert. In politischem Sinn popularisiert worden ist er durch Churchills berühmte Rede 1946 in Fulton. Aber schon vorher ist er in dieser Bedeutung verwendet worden, so von Joseph Goebbels, Graf Schwerin-Krosigk, Ethel Viscountess Snowden, St. Vincent Troubridge und anderen. Alle diese Belege und ihre Abhängigkeiten voneinander werden von Mieder kritisch und übersichtlich vorgeführt.

Richard Jeřábek, Plastika lidových tvůrců [Die Plastiken von Volkskünstlern]. Prag, Odeon, 1981. 72 S., 31 farb. Abb. – In diesem reizenden, kleinen Bändchen führt Richard Jeřábek, einer der besten Kenner tschechoslovakischer Volkskunst, 31 Volkskünstler mit je einem ihrer Werke vor. Zu jedem Bild gibt er kurze biographische Angaben des Künstlers und eine Beschreibung des dargestellten Wer-

kes. Neben den religiösen Themen (Adam und Eva, Josef Nährvater, Pietà, Krippen) findet sich eine bunte Reihe von weltlichen Figuren: Schäfer, Musikanten, Tanzpaare, Trachtenpaar, aber auch Handwerker und Arbeiter wie etwa der Schmied und der Grubenarbeiter, und eine prächtige Baba Jaga.

P. Van Nieuwenhuysen und *S. Top*, Vlaamse volkskundige gebeden in Wallonie [Prières populaires flamandes en Wallonie]. *Volkskunde* (Antwerpen) 81 (1980) 197–244, 7 Abb. Französische Zusammenfassung. – Es handelt sich um flämische Krankheitssegen auf wallonischem Gebiet. Ein flämischer Arbeiter, Jean Baptiste Ceuppens, soll sie in einer Höhle von einem Unbekannten erhalten haben und sie dann teilweise an eine flämische Arbeitertochter, Sylvie Coenen, weiter gegeben haben. Sie hat sie in ein Heft aufgeschrieben und ihr Leben lang als Heilerin benutzt, um Krankheiten zu besprechen. Es sind 27 Segen; dazu kommt das Johannes-Evangelium, um die Zukunft vorauszusagen. Die Texte sind zur Hauptsache flämisch; es hat aber auch einige französische und solche in verderbtem Latein.

Leena Hilpinen, Pihtirasvaa ja vetolaastaria – Suomen teollisuustyöväestön tulokastavoista 1900-luvun ensimmäisellä puoliskolla [Initiation rites among Finnish factory workers]. Turku, Volkskundliches Institut an der Universität, 1981. 19 S. Englische Zusammenfassung. (Scripta Ethnologica, 33). – Die Verfasserin untersucht, welche Initiationsriten in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bei Arbeitern der Metall-, Holz- und Textilindustrie üblich waren. Sie unterscheidet zehn Kategorien von Riten: Taufe, Übernamen, Geschicklichkeitsprobe, Spendierungen, Scherz-Intelligenzprüfungen, «practical jokes», Arbeitssteigerungen, Arbeitsbehinderungen, Laufburschenaufträge, Obszönitäten. Leena Hilpinen weist nach, welche von diesen Kategorien jeweils für eine bestimmte Industrie typisch sind oder waren.

Päivi Mäkelä, Maalaiskylästä asemanseuduksi. Vehmaan Vinkkilä n. 1890–1939 [From Country Village into a Station Locality. The village of Vinkkilä in Vehmaa parish about 1890–1939]. Turku, Institute of Cultural Research at the University, Section of Ethnology, 1981. 125 S., Abb. und Karten. Englische Zusammenfassung. (Monisteita 18). – Dargestellt wird, wie sich ein kleines Bauerndorf von etwa 200 Einwohnern im Südwesten von Finland durch die Eröffnung der Eisenbahn im Jahre 1924 verändert, und zwar im Hinblick auf Bevölkerung, Hausbau und Ökonomie. Mit der Eisenbahn kamen Industrien in den Ort, vor allem eine bedeutende Granitindustrie, weil nun vorteilhafte Transportmöglichkeiten vorhanden waren. Im Zusammenhang damit entwickelten sich Dienstleistungsbetriebe; moderne Häuser wurden gebaut. So entstand ein neues Dorfzentrum um die Eisenbahnstation herum; das alte Zentrum blieb grossenteils agrarisch.

Wildhaber

Kataloge

Hauberg und Eisen. Landwirtschaft und Industrie im Siegerland um 1900. Photographien von *Peter Weller* u.a. Texte von *Winfried Ranke* und *Gottfried Korff*. Kommern, Landesmuseum für Volkskunde; München, Schirmer/Mosel Verlag, 1980. 41 S. Text mit 8 Abb., 136 Photos auf Taf. – Die ausserordentlich interessanten Photos – zur Hauptsache von Peter Weller –, die zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg aufgenommen wurden, werden in der Ausstellung mit authentischen Zeugnissen der Sachüberlieferung konfrontiert, mit Arbeitsgeräten, Produkten des Kleingewerbes, Werkzeugen des Handwerkers. Es ergibt sich damit eine sachliche Dokumentation der für das Siegerland typischen Wirtschafts- und Kulturformen, die im wesentlichen aus der Haubergwirtschaft und dem Gruben- und Hüttenwesen bestehen. Diese Gebiete stehen denn auch im Text und bei den Photos im Vordergrund. Daneben wird auch die Landwirtschaft im Text und Phototeil eingehend dargestellt. Wertvoll in dem stattlichen Katalog mit seinem schönen Abbildungsmaterial sind – neben den einführenden Texten – die ausführlichen Erläuterungen, die jeder Photographie beigegeben sind.

Zu Hause beim Marburger Kleinbürger um 1900. Ausstellung des Fachgebietes Europäische Ethnologie der Philipps-Universität Marburg. 61 S., 18 Abb. – Mit dieser Ausstellung wird ein museal recht schwierig zu gestaltendes Thema angepackt, denn Objekte dieser Schicht wurden kaum in Museen gesammelt, und auch Photographien, die wirklich aus dem Kleinbürgertum stammen, dürften nicht allzu häufig anzutreffen sein. Um so verdienstlicher ist dieser Versuch. Der Katalog zu dieser Ausstellung zeigt in einer Reihe von Aufsätzen das Wesentliche am Kleinbürgertum, von der Definition angefangen zur Wohnungseinrichtung, zur Küche und dem Essen, den Arbeitswelten von Mann und Frau bis zur Festgestaltung, wobei die Schilderung sich immer auf die Marburger Verhältnisse (mit den Studenten) bezieht. Der Beitrag «Kleinbürgerliche Wohnkultur um die Jahrhundertwende» dürfte fehl am Platz sein, weil die ganze Ausstellung durchaus dem «gehobenen» Bürgertum entspricht (davon zeugen auch die Abb. 1–3): Welcher Kleinbürger hat schon eine Tiffany-Lampe besessen? Die Beiträge sind nicht mit Verfassernamen gezeichnet; wie das Volkslied vom «Volk» geschaffen wurde, ist dieser Katalog von einer «Seminargruppe» geschaffen.

Ausstellung im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee: Bulgarische Volkskunst. Aus der Sammlung des Ethnographischen Museums Plovdiv, Bulgarien. Selbstverlag des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee, Burgenland, 1980. 59 S., 14 Abb. und 7 Karten auf Tafeln. – Klaus Beitl würdigt in seinem Vorwort Kittsee (leider ohne die Verdienste von Adolf Mais um das Zustandekommen des Museums in Kittsee und sein Herausholen der magazinierten Bestände an südosteuropäischen Objekten aus dem Österreichischen Volkskundemuseum in Wien zu erwähnen) und die bulgarische Volkskunst, wobei er ehrend des verstorbenen, hervorragenden Balkanologen Christo Vakarelski gedenkt. Die Ausstellung zeigt 361 Objekte, die vom Museum in Plovdiv gesammelt wurden, ausgewählt und in einem Katalog mit einführenden Texten (zusammen mit Felix Schneeweis) vorgestellt von der Plovdiver Kustodin Elena Kolewa. Eine kurze Literaturübersicht ist beigegeben. Die schönen Abbildungen sind dem Museum in Plovdiv zu verdanken.

A puszták népe a Mezőföld története. Das Volk der Pussta. Geschichte des Mezőföld-Gebietes. [Ausstellungskatalog]. Text: Zsófia Demeter und László Lukács. Székesfehérvár, István király Múzeum, 1979/80. 170 S., zahlreiche Abbildungen. – Ein guter Einführungstext (mit deutscher Übersetzung), eine grosse Zahl instruktiver und sorgfältig ausgewählter Photos und zahlreiche Abbildun-

gen von Geräten, Textilien und Möbeln machen uns mit der Geschichte und dem Leben des Mezőföldgebietes bekannt. Es handelt sich um ein grosses Gebiet östlich vom Balatonsee bis hin zur Donau, das wegen seiner ausgedehnten Weiden sich besonders für die Viehzucht eignet, aber es gibt auch guten Boden für den Obst-, Garten- und Weinbau. Es fanden sich hier grosse Gutshöfe, auf denen Leibeigene wohnten. Aus zeitgemässen Schilderungen erfahren wir vom Leben und der Arbeit dieser Leibeigenen und der Bauern in den Dörfern. Eindrücklich sind die Photos von Männern und Frauen aus dem Dorfe, von Dorfbildern, Häusern und ihrer Inneneinrichtung, von Hirten, Handwerkern und landwirtschaftlichen Arbeiten. Alle Photos haben deutsche Legenden.

Lidové figurální pečivo. Mit deutschem Begleittext: Volkstümliches Figurengebäck (7 S.) Ausstellung des Ethnographischen Museums in Brno, von Ludvík Kunz, 1978. 39 Abb. (unpaginiert). (Ethnographisches Museum in Brno, Bd. 25; Ausgabe: Malé tisky, 17). – Der von Ludvík Kunz zusammengestellte Katalog soll wegen seiner schönen Abbildungen hier angezeigt werden. Neben den überall üblichen und nicht speziell typischen Lebkuchenmodeln sind die handgeformten Gebäcke wirklich bezeichnend, so die monumentalen Hochzeitskuchen, ganzbesonders aber die köstlichen Gebildgebäcke, die meist aus Vizovice in der mährischen Walachei stammen. Sie gehören heute zu den attraktiven Souvenirs mährischer Heimerzeugung.

Volkstümliche Keramik aus Norddeutschland. Irdene Töpferware des 17. bis 20. Jahrhunderts. 20. Februar bis 3. Mai 1981. Ausstellung und Katalog: *Gerhard Kaufmann*. Hamburg, Altonaer Museum, 1981. 258 S. mit 8 Abb. im Text, 118 Abb. (wovon 5 farbige). – Das Altonaer Museum legt hier einen hervorragend schönen Katalog vor, der durch seine grossen Photos und seinen vorbildlichen Text besticht. Die Ausstellung zeigt Gebrauchsgeschirr und Ziergeschirr für reiche Bauern und Bürger der ländlichen Kleinstädte aus den Töpferorten Norddeutschlands. Wobei allerdings zu sagen ist, dass der Herkunftsort nicht überall einwandfrei festzustellen ist und dass einzelne Stücke auch von weiterher importiert wurden. Auf alle diese Probleme geht Gerhard Kaufmann in seinem Erläuterungstext für jedes einzelne Objekt ein (hinter diesen sorgfältigen Texten steckt sicher eine Unsumme von eingehendster Kleinarbeit). Er beschreibt für jedes Stück Herkunft, Technik, Masse, Besitzer, Inschriften, Datierungen, die Verzierungen mit ihren allfälligen Implikationen und gibt Literaturverweise. Dazu kommen aber noch Angaben über Funktion und Benützungszwecke (mit gelegentlichen Bemerkungen über Speisen und Kochgewohnheiten) und über die Familien und den Status der ursprünglichen Besitzer, so weit diese sich aus den Inschriften erschliessen lassen. Neben den üblichen Geschirrsorten finden sich auch typisch norddeutsche Formen: Branntweinschale, Feuerstülpe, Warmbierschüssel, Gluttopf für Wollkämme.

Museumsführer mit Anhang zur Vor- und Nachbereitung des Museumsbesuches. Museumsdorf Cloppenburg. Niedersächsisches Freilichtmuseum. Text und Gestaltung: *Hermann Kaiser* und *Helmut Ottenjann*. 3. erweiterte Auflage. Cloppenburg 1981. 190 S., zahlreiche Photos und Zeichnungen, 1 Faltkarte. – Wir hatten die 1980 erschienene 2. Auflage in SAVk 76 (1980) 385 angezeigt. Wie ausgezeichnet dieser Museumsführer gestaltet ist, zeigt sich am besten darin, dass innerhalb Jahresfrist eine dritte Auflage nötig geworden ist (90.–140. Tausend!). Darin ist vor allem der gelbe Anhangteil mit seinen Einführungen in Sachgebiete erweitert und verändert worden. Hervorzuheben sind die instruktiven Abbildungen in diesem Teil. Nützlich ist auch der gut ausgewählte Literaturteil, der wesentliche Werke für einzelne Gebiete der Sachkultur verzeichnet.

Wildhaber